

Schlesische
Monatshefte

*

Weihnacht

1936

BLÄTTER FÜR NAT. SOZ. KULTUR
DES DEUTSCHEN SÜDOSTENS.



Schlesische Monatshefte

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

13. Jahrgang

Dezember 1936

Nummer 12

Aus dem Inhalt

Prof. Dr. Joseph Klapper: Schlesische Weihnachtsgeschenke * Dr. Eva Schmidt: Weihnachten in der schlesischen Malerei des Mittelalters * W. von Elbwart: Das Schlesische Weihnachtslied * Charlotte Utta: Winterfeste in Schlesien * Peter Steinbach: Post aus Spanien * Schweighoffer: Skiwinter im Riesengebirge * Hans-Georg Rehm: Mit „Kraft durch Freude“ in Schlesiens Bergwinter * Fassmannla! * Friedrich Parthe: 3 Jahre „Kraft durch Freude“ — eine Leistungsschau * Wintersportler, denk daran! * Eberhard Kuhlmann: Die Breslauer Theater * Georg Meichsner: Schlesischer Literaturspiegel *

Deutscher Hausrat

Schlesische Weihnachtsgeschenke*

Von Prof. Dr. Joseph Klapper

Weihnachten würde wohl ohne Geschenke für die meisten Schlesier kein rechtes Fest sein. Daß wir uns gegenseitig beschenken, verlangt eben die alte schlesische Sitte. Aber nur wenige werden sich darüber Gedanken machen, woher diese schöne Sitte stammt; sie werden sich auch kaum je gefragt haben, was zum Geschenk unter dem Christbaum geeignet ist, und was nicht dorthin gehört. Und doch wäre eine solche Frage durchaus angebracht, wenn man sich überlegt, wie aus Unkenntnis des echten Sinnes unseres deutschen Weihnachtsbrauches die Geschenke immer wahlloser zusammengetragen werden. Da eine solche Unbekümmertheit einen Wesenszug des schönsten unserer Volksfeste gefährden muß, wollen wir rechtzeitig Umschau halten und uns fragen: Seit wann gibt es Weihnachtsgeschenke, welchen Sinn haben sie, und wie sollen wir sie wählen? Vor drei Menschenaltern noch lebten Brotherr und Gesinde in engerer Hausgemeinschaft als heute. Auf dem Lande und in der Kleinstadt, beim Bauern wie beim Ackerbürger und beim Handwerker teilten Gesellen und Lehrlinge, Knechte und Mägde in höherem Maße als heute das Schicksal derer, bei denen sie im Dienste standen. Nahrung und Kleidung mußten noch zum guten Teil in eigener Wirtschaft geschaffen werden und bares Geld war für den Haushalt selten. Weihnachten war die Zeit, in der sich das Gesinde entschied, ob es noch weiter im alten Dienst bleiben oder wechseln wollte. Zu dem Dienstlohn trat so ganz von selbst das Jahresgeldgeschenk, mit dem der Brotherr seine Leute an sich band. In dieser Zeit war ja auch nach Abschluß der Jahresarbeit zu überschauen, wieviel Verdienst aufgelaufen war. Mehr noch aber bedeutete am Heiligen Abende die Ausstattung des Gesindes mit Wäsche und Kleidung. Das war nicht nur der freie Wille des Herrn. Auf Leinwand, für die ja größtenteils der eigene Flach der Wirtschaft in eigener Spinnstube zu Garn gesponnen worden war, hatten alle Hausgenossen ein altüberkommenes Unrecht. Für Hemden und Schürzen und für Röcke mußte eine genau festgesetzte Menge Leinwand je nach der Größe der Wirtschaft und der Stellung der Knechte und Mägde auf den Weihnachtstisch gelegt werden. Vielfach kam dazu noch Leinensamen zur eigenen Aussaat für das Gesinde. So ist es größtenteils noch heute. Nur daß wir die Ware meistens fertig aus dem Geschäfte oder vom hausierenden Händler beziehen und damit in ihrer Güte von fremdem Willen abhängig sind. Im Grunde ist alles beim alten geblieben. Wir würden ein soziales Recht der Hausgehilfen, der Bedienungsfrau, der Waschfrau verletzen, ein Recht, das ungeschrieben, aber deshalb um so wirksamer ist, wenn wir von diesem Brauche nichts mehr wissen wollten. Die neue Zeit verlangt mit vollem Ernst die Eneuerung der alten Bindung unter den Gliedern der Haus- und Arbeitsgemeinschaft. Weihnachten ist vor allen

anderen Festen Ausdruck dieses Geistes. Geld allein ist nicht die rechte Form. Die Sachgabe wird mit echtem Gefühl für die überkommene Sitte höher gewertet. Vielleicht ist der Tag nicht fern, wo der Bauer wieder einen Teil der Stoffe seiner Kleidung in eigenen Hause herstellt. Dann wird die soziale Weihnachtsitte neuen Inhalt gewinnen. Bis dahin aber müssen wir auch in den neuen Formen am alten Brauchtum festhalten. Noch gilt es wenigstens in der Stadt als selbstverständlich, daß der Hausfleiß der Frauen Stick- und Häkel- und Näharbeiten als Weihnachtsgaben bereitstellt. Diese Geschenke sind die einzige durch das Brauchtum zugelassene Form, in der das Gefinde als Geber der Hausfrau gegenüber Neigung und Dank ausdrücken darf. Die Heimlichkeit, mit der solche Gaben angefertigt werden, gehört zu den schönen Erlebnissen in der vorweihnachtlichen Zeit. Wie nüchtern und ausdruckslos mutet demgegenüber den Beschenkten das gekaufte fertige Stück an! Handarbeiten machen gehört zur echten schlesischen Weihnachtsfreude!

Doch Weihnachten ist nicht nur die Zeit sozialer Bewährung. Älter als das soziale Brauchtum ist das seit der germanischen Vorzeit geübte Brauchtum der heiligen Nächte der Jahreswende. Die Weihnachtsgaben der Schlesier sind deutliche Zeugnisse dieses germanischen Erbes. Wir müssen nur lernen, die mit christlichem Geiste durchtränkten Formen richtig zu deuten. Als selbstverständlich erscheint es uns, daß jeder, der der Hausgemeinschaft angehört, am Heiligen Abende den Weihnachtsstriezel erhält. Der wurde früher mit dem Worte überreicht: „Ich schenke dir den heiligen Christ.“ Ohne Striezel gibt es für den Schlesier kein rechtes Weihnachtsfest. So lesen wir vom Weihnachtsstriezel schon in der Zeit vor fünfhundert Jahren, und der Brauch muß noch viel älter sein. Wenn man in Breslau ums Jahr 1450 sagte: „Ich Striezel“, so meinte man damit: feiere Weihnachten. Man mag beim Anblick des geflochtenen Semmelgebäcks an das in Wickelbänder gewundene Christkind gedacht haben. Aber wir wissen, daß dieses Backwerk anderwärts Hollenzopf heißt. Das zeigt, daß wir es mit einem Opfergebäck für die Frau Holle zu tun haben, der auch andere Speisen in der Zeit der heiligen Nächte geopfert wurden.

In jeden Haushalt gehört zum Striezel mindestens noch eine Brotschüssel oder ein Teller mit Äpfeln und Nüssen. Wer Apfel und Nüsse ißt, „bleibt jung und wird nicht alt“. Im Apfel und in der Nuß liegt ja das Leben beschlossen, das über den Wintertod zum Frühling hinübergetragen wird. So hat diese Speise eine Zaubervirkung für jeden, der sie in der heiligen Zeit genießt, und so sind Apfel und Nüsse als Weihnachtsgabe ein Lebenswunsch für den Beschenkten. Und noch eins darf nicht fehlen: der „selbstgebackene“ Pfefferkuchen. Wieviel Arten und Figuren dafür der schlesische Erfindergeist geschaffen hat, zeigt die überraschend reiche Sammlung von Formen im Breslauer Kunstgewerbemuseum. Schlesien ist seit Jahrhunderten ein von der Imkerei bevorzugtes Land und hat somit die Möglichkeit, die alte Kunst der Honigkuchen- und Pfefferkuchenbäckerei zu neuer Blüte zu führen. Wer zu Weihnachten Geschenke nach auswärts zu senden hat, kaufe auch beim Pfefferküchler ein; die kunstvoll nach alten Prägestöcken geformten Gestalten: Männer, Reiter, Frauen, Adler und Hirse machen gewiß unserer Heimat

keine Schande und werben für sie. Neben dem Weisser Pfefferkuchen haben auch die Thorner Katharinen in Schlesien Heimatrecht erworben, wenn sie hier auch nicht gerade von einem fünfzig Jahre alten Teige stammen, wie es die Sage von der alten Thorner Bäckerei berichtet.

Weihnachten ist vor allem das Fest der Kinder. Uner schöplich mannigfaltig ist, was an richtigen Geschenken für die Jugend unter dem Christbaum auf-gebaut werden kann. Aber auch hier soll man nicht glauben, daß man alles wagen darf. Schulbücher, Schiefertafeln, Schulranzen und Hefte, die unum-gänglich nötigen Bekleidungsstücke und manches andere sind nicht geeignet, gesunde Kinderherzen zu echter Weihnachtsfreude zu entflammen. Aber das Knusperhäusel der Hexe, der Fleischerladen aus Marzipan, der Baukasten mit den bunten Holzhäuschen und seinem Tierpark, der Stablbaukasten mit seinen technischen Reichtümern, die Eisenbahn, mit der zur Verzweigung des Herrn Sohnes auch der Vater noch Stundenlang spielen kann, die zahllosen Figuren und Kriegsgeräte eines neuzeitlichen Heerlagers, für die Mädchen die Puppen, Kinderwagen und Puppenstuben, das sind Dinge, die das Herz des Kindes warm werden lassen und die jahraus, jahrein, zu Weihnachten in immer neuen Formen im Haus Einzug halten. Sie wirken größere Wunder noch als die lärmenden und Musik erzeugenden Instrumente oder als Sport-ausrüstungen und Uniformen für anspruchsvollere ältere Jahrgänge. In keinem Hause aber fehlt auf dem Weihnachtstische das Buch: das Bilderbuch, das Märchen- oder Sagenbuch, die Abenteuer- und die Heldengeschichte, das Be-schäftigungsbuch und Geschichten vom deutschen Ringen in der Welt und von der schlesischen Heimat. Wer noch den alten schönen Brauch des Wunschzettels pflegt und die Kleinen noch den Brief an das Christkind schreiben läßt, der über Nacht vor dem Fenster abgeholt wird, der wird wohl immer auch ein Buch darin vermerkt finden. Und wer den Rindelmartt aufsucht mit seiner lichter-glitzernden Wunderwelt, die Tausende von fleißigen Händen in Heimarbeit im Gebirge und anderswo geschaffen haben, der weckt die echte Weihnachts-phantasie bei seinen Kindern — und bei sich selbst.

Weihnachten ist in Schlesien immer das Fest der Liebe gewesen. Da findet sich schon um das Jahr 1400 eine Nachricht in einem Buche aus Sagan, daß eine Frau an jedem Heiligen Abende durch das Kloster an die Armen Striezel von eineinhalb Scheffel Weizenmehl verteilen ließ. Der Schlesier, der heute Weihnachten feiert, vergißt die ärmeren Volksgenossen genau so wenig wie die Saganer Bürgerfrau. Und er vergißt auch die Deutschen nicht, die jenseits der Reichsgrenzen harren und Weihnachten nicht mitfeiern dürfen.

Einst, als es noch unartige Kinder gab, fehlte unter den „Geschenken“ die Rute nicht, die mit rotem Bände umwundene Birkenrute. Das Kind mußte liebkosend die Rute mit der Backe streicheln. Dazu gehörte der Spruch:

„Eie, liebe Rute,
Wos tuste mir zugutte?
Doß de mir a Hendern kärstcht
Und die Buzt wärstcht.“

Es war einmal.

Weihnachten in der schlesischen Malerei des Mittelalters

Von Dr. Eva Schmidt

Seit den frühesten Zeiten hat die deutsche Kunst ihre anmutigsten Werke im Bilderkreis der Geburt und Kindheit Jesu geschaffen. Das Christuskind mit seiner Mutter boten von je schon durch ihren allgemeinen menschlichen Reiz dem Künstler die lieblichsten Seiten des Lebens, die Unschuld des Kindes und das innige Symbol Mutter und Kind, diese schlichteste, selbstverständlichste und gedankentiefste Verbindung, die das Menschendasein überhaupt darbietet. Diesem Liebreiz, dem jeder Mensch mit frohem Gemüt ein offenes Herz entgegenbringt, haben sich auch die Meister der ältesten deutschen Kunst nicht entziehen können und um das Geheimnis der Nacht von Bethlehem ihre zartesten Blüten gewoben. Das Bedürfnis des menschlichen Herzens, die Vorgänge bei der Geburt des Heilandes in allen Einzelheiten anschaulich zu betrachten, hat allmählich diese Darstellungen — echte deutsche Weihnachtsbilder — entstehen lassen. Ihre gläubige Schüchternheit, der noch leise unbeholfene Ausdruck des Zeitstils klingt darin innig zusammen mit der rührenden Unschuld des göttlichen Kindes und hat den schlichten Menschen von jeher aufs tiefste bewegt.

Der armselige Stall, Ochs und Esel an der Krippe, die Einsamkeit der Landschaft im Dunkel der Nacht mit Hirten und Herden sind seit den Worten der Weihnachtsbotschaft untrennbare Motive für jene Darstellungen geworden, und im Innern des Stalles in mildem Lichte Maria vor dem Kindlein in der Krippe, St. Joseph fromm bewundernd daneben, große und kleine Engel lobsingend dabei, die Poesie des nächtlichen Wunders noch erhöhend.

Die hoffnungsfrohe Feierlichkeit der Weihnachtsglocken findet ihr Echo gleichermaßen in den Ländern des Nordens wie des Südens. Die Botschaft ist die gleiche! Tausendfältig verschieden indes die Art, in der sie sich in Bildern bekennet. Es werden hier in den Ausdrucksmöglichkeiten der Kunst der Völker Unterschiede deutlich, an deren feine Abstufungen selbst die Sprache nicht heranreicht. So haben auch die schlesischen Darstellungen des Weihnachtserlebnisses auf Schnitzaltären und Tafelbildern des Mittelalters ihre ganz eigene Stammesgemäße Prägung. In Schlesien, wo sich vor allen anderen deutschen Gauen die volkstümlichen Weihnachtsspiele bis in unsere Tage lebendig erhalten haben und die Krippe ihre besondere Heimstätte gefunden hat, sind auch die Weihnachtssdarstellungen in der Kunst schon seit dem Mittelalter besonders innig und volksverbunden gewesen. Das Volk sah sich selbst in den Szenen der Heiligen Nacht, die Vergangenheit des Evangeliums

wurde zur unmittelbarsten Gegenwart, so wie in den Weihnachtsskripen und -liedern schlesischer Heimatkunst, mit denen diese Werke der großen Kunst gedanklich innigst zusammenhängen. „Ein Krippenlied schallt durch die Heilige Nacht, uralt und sternlieblich...“ und ist in echter phrasenloser Wahrhaftigkeit zum Bilde gestaltet. Die Tiere in ihrem stillen, ungekünstelten Dastehen voll Naturummittelbarkeit, die menschlichen Gestalten, die einem Geschlecht angehören, das fest und klar auf der Erde steht, sie bekunden bestens die gottverbundene Erdennähe dieser spätgotischen Kunst. Das Bild Mariens und ihres Gottesohnes, das in der Kunst frühchristlicher Zeiten in überirdischer Entrücktheit über den Menschen gestanden hatte, hat sich nun allmählich tief in das Herz des schlichten, gläubigen Volkes hineingesenkt. Meister aus allen Teilen Schlesiens — die meisten für uns heute namenlos —, gute Talente mit Gaben, wie das Volk sie braucht, voller Erinnerlichkeit des seelischen Lebens, demütig, gläubig, zuversichtlich und schlicht, haben sich bei diesen Werken in einer Atmosphäre echter innerlicher Religiosität zusammengefunden. Jedes der Bilder hat nach Inhalt und Arbeit die Ehrwürdigkeit und Frömmigkeit, die wir altmeisterlich nennen. Wo, wie hier, immer die gleichen Szenen der Heiligen Schrift als Thema gestellt wurden, konnte der mittelalterliche Künstler in neuer Erfindung seinen Ruhm selten suchen, war aber gerade darum imstande, mit zunehmender Vertiefung des Themas Neues im rein Künstlerischen zu geben. Das ist ein wesentlicher Reiz dieser Arbeiten mittelalterlicher Schulen, seien sie aus Nürnberg, Köln oder Schlesien: man sieht die gleichen Darstellungen durch Jahrhunderte in derselben Stadt und Provinz und wird dabei Zeuge der künstlerischen und seelischen Entwicklung eines reich begabten Volksstammes.

Aus der großen Zahl der schlesischen Weihnachtsdarstellungen des Mittelalters seien hier einige herausgegriffen, von denen sich fünf im Besitz des Schlesienschen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer, Breslau, befinden, das auch die beigegebenen Abbildungen zur erstmaligen Veröffentlichung zur Verfügung stellte. Ein gemalter Altarflügel mit Szenen aus dem Marienleben aus dem Katharinenkloster in Breslau vom Ende des 15. Jahrhunderts zeigt eine sehr anmutige Darstellung der Heiligen Nacht. Maria, blond und mädchenhaft, wie ein Edelräulein, den schweren blauen Mantel über dem Brokatgewand, kniet andächtig versunken vor dem Kindein, hinter dessen Kopf Ochs und Esel als treue Wächter schützend stehen, gleichsam, um das nackte Kind mit ihrem Atem zu wärmen, wie es in einem alten Krippenliede heißt:

„Es liegt ein Kindein kleine
auf rauhem Heu und Stroh
in blühenden Windeln reine,
des ist seine Mutter froh.
Zwei Tiere schnaufen sein' Füßlein an,
daß ihm der Frost nicht schaden kann.“

St. Joseph im Hintergrunde neigt sich in behutsamer staunender Freude über Mutter und Kind. Ein Englein, mit dem himmlischen Gloria wie eine Schwalbe herniederflatternd, ist noch völlig kleiner Luft- und Naturgeist, so wie das ganze Hofgefinde des deutschen Christengottes in ältester Zeit unmittelbar von den Naturgeistern der Germanen abstammte. In diesen mythologischen Beziehungen zu uralten deutschen Sagen und Märcen liegt das erste in die Tiefe deutende Hauptmerkmal unserer nationalen Kunst. Sie übernahm genau wie die christliche Religion aus der unübersehbaren Schar der kleinen harmlosen Naturgeister deutscher Wälder, Wiesen und Berge einen Teil in die himmlische Gefolgschaft Christi. So kam es wohl, daß die deutschen Engel in der alten Kunst so wie auf unserem Altarbilde in winziger Gestalt erscheinen, die ihrer mythologischen Herkunft entsprach, im Gegensatz zu den majestätischen Gottesdienern der altchristlichen Kunst oder der Jünglinge und mädchenhaften Gottesboten der italienischen Renaissance. Diese krausköpfigen Kinderengel passen vorzüglich zu der gemütvoll-familiären Bürgerlichkeit, mit der die mittelalterliche Mystik die Heilsgeschichte umkleidete, zu der patrizierhaften Maria, dem biedereren Heiligen Joseph und zu dem rührenden Jesuskinde. Es ist, als wollte der Künstler dartun, wie die geweihten Hauptgestalten der Heiligen Schrift von der ganzen Natur bewacht und behütet werden, und unsere Augen, die Zeugen der wunderbaren Begebenheiten sein dürfen, sehen mit einem Schlage auch die Naturgeister ringsum, die ihnen sonst unsichtbar bleiben. Mit solchen Augen schauen auch die Hirten, fromme Bauern aus schlesischem Gebirge, auf dem Breslauer Bilde auf das Kind im Stalle zu Bethlehem.

Zwei große Marienaltäre, der eine aus der evangelischen Kirche in Steinau an der Oder, um 1514 aus dem Kreise des in Breslau und Görlitz tätigen Hans Olmützer, der andere aus dem Sandkloster in Breslau, aus einer Breslauer Werkstatt um 1490, bringen auf ihren geschnitzten und vergoldeten Flügeln zwei sehr liebreizende Darstellungen der Heiligen Nacht. Wie bei einer schlesischen Weihnachtskrippe baut sich im Hintergrunde auf Felsen die Stadt Bethlehem auf. Im goldenen Mantel, der sich in knitternden Falten stößt, neigt sich Maria liebevoll zu dem Kinde, das vier kleine Engelsknaben sorgsam in einem Wickeltuch halten, während ein fünfter Engel wie ein neugieriges Vöglein hinter Mutter Maria herabschwebt, das Kindlein zu schauen. Diese blauäugigen, blonden Engel des Nordens singen ihr „Ehre sei Gott in der Höhe“ ganz anders als ihre südlichen Himmelsgenossen, mit denen sie nur den Aufenthalt in seraphischer Sphäre gemeinsam haben. Sie haben die schlichteren Gewänder als jene, die eckigeren, verschlosseneren Gesichter — so grunddeutsch und bei uns so schlesisch, daß man meinen möchte, sie müßten schlesisch reden, wenn sie den Mund öffneten —, sie haben auch die krauseren Linien der Bewegungen und die treuherzigere Art, ihre Empfindungen auszudrücken oder in sich zu verbergen. So umgeben die lieben kleinen Kerlchen, die auf Erden wohl junge Bürgerjöhne, Knappen oder Schulbuben waren, mit ihrem breiten Flügelgefieder als fröhliche Dienerschar emsig und achtsam die Madonna und das Kind und singen höchst ernsthaft für sie ihr Weihnachtslied.

Ochs und Esel stehen bei dem Steinauer Altarrelief bescheiden ganz im Hintergrunde, und St. Joseph fehlt überhaupt, da das Thema hier völlig auf den Gedanken Mutter und Kind gestellt ist, während bei dem Altar aus dem Sandstift Maria und Joseph gleichgeordnet nebeneinander knien, Maria hier wieder von adeliger Zartheit, St. Joseph in volkstümlich-praktischer Häuslichkeit mit einem Krüge stärkenden Trankes. Wieder halten zwei der behutsam dienenden himmlischen Heinzelmännchen im Chorknabenkleide den langen Mantel Mariens, auf dessen blauem Futter das winzige Rindlein ruht. Ochs und Esel stecken zutraulich ihre Köpfe zwischen dem Heiligen Paare hindurch, um auf das Kind und die Mutter zu schauen.

Zwei gemalte Altarflügel von einem Sippenaltar einer anderen schlesischen Kirche der Zeit um 1500 bringen das Thema ähnlich wie der Steinauer Altar, wieder mit einem Nestchen von vier sorgsam das neugeborene Himmelskind umhagenden Engelchen. St. Joseph kommt mit Ochs und Esel auf dem schon morgendlich erhellten Gebirgspfade heran; aus dem blaßblauen Frühhimmel bringt eine Engelschwalbe das Gloria zu den Hirten. Sehr schlicht und innig erfaßt ist die Heilige Nacht auf einem vierteiligen Rappaltären aus dem Clarenkloster in Breslau, böhmisch-schlesischer Herkunft um 1350, heute im Kunstgewerbemuseum, ganz ohne landschaftliche Umrahmung, ohne Hirten und Engel, nur auf starke Betonung der Hauptgestalten konzentriert. Ein zweites Altären aus dem frühen 15. Jahrhundert im Schlesiſchen Museum der bildenden Künste bringt dagegen unter stärkerem böhmischen Einfluß eine mehr erdabgekehrte Auffassung, die aber viel von der Wärme und Lieblichkeit der rein schlesischen Stücke entbehrt.

Ganz anders daneben ein Altarrelief aus einer Reihe von fünf Stücken aus dem Ursulinenkloster aus dem zweiten Drittel des 14. Jahrhunderts, heute im Diözesanmuseum, mit dem sorgfältig gewickelten Rinde, das die Mutter in ein buntes Bauernbettchen legt; Ochs und Esel und zwei kleine pausbäckige Engelsbuben als genrehafte Staffage atmen fast einen leisen Hauch volkstümlichen frischen Humors.

Nicht ohne echte Innigkeit und anmutige Würde ist eine Heilige Nacht auf einem der vom Breslauer Meister von 1486/87 gemalten Flügel des Marienaltars der katholischen Pfarrkirche in Schweidnitz, während die fast gleiche Auffassung auf einem Flügelaltar aus der evangelischen Kirche Seifersdorf, Kreis Liegnitz, um 1500 etwas trockener und herkömmlicher wirkt.

Eine Geburt Christi von einem geschnitzten Altarflügel der evangelischen Kirche in Lüben in Schlesien, heute im Museum der bildenden Künste, aus einer Breslauer Werkstatt um 1492 ist ganz in der Tradition der großen Breslauer Schnitzaltäre gehalten, ebenso wie ein gemalter Altarflügel der katholischen Kirche in Groß Osten, Kreis Gubrau, von 1494, der noch deutlich unter dem Einfluß des Meisters von 1486/87 steht. Landschaft und Architektur sowie die ganz genrehaft aufgefaßten Tiere, die Engelschwalbe und die winzigen Engelswächter neben dem Rinde — hilfreiche kleine Geister



Tafelbild von einem Flügelaltar aus dem Katharinenkloster zu Breslau (Ende 15. Jahrhunderts)



Flügel von einem Altar aus der evangelischen Kirche zu Steinau a. d. O. (1514)



Flügel von einem Altar aus dem Sandkloster zu Breslau (1490)



Die „Schöne Madonna“ zu Breslau (15. Jahrhundert)

(Alle 4 Originale befinden sich im Museum für Kunstgewerbe und Altertümer zu Breslau)

Schlesischer Berge — zeugen wieder von typischer volksgebundener schlesischer Art. Ein geschnitztes Altarrelief des vorzüglichen Marienaltars der katholischen Pfarrkirche in Tschirnau, um 1515, steht formal, stilistisch und in der Auffassung in engem Zusammenhange mit der Darstellung des großen Altars aus dem Sandstift und gehört wie dieser in die künstlerische Nachfolge des Hans Olmützer.

Ganz bürgerlich und ein wenig hausbacken wirkt neben seiner zarten Vornehmheit und fromm-innigen Lieblichkeit ein Schnitzrelief vom Flügelaltar der evangelischen Kirche in Chiemendorf, Kreis Steinau, von einem Breslauer Meister um 1510 bis 1520 mit drei ungeflügelten, wie brave Schulknaben anmutenden Engeln und dem von schlesischen Sippenaltären vertrauten Motiv über eine Brüstung schauender Männer, hier der Hirten vom Felde hinter der Umfriedung des Stalles.

Deutsch ist in all diesen Werken mittelalterlicher Kunst, hier bei uns in Schlesien wie in den anderen deutschen Gauen, die kindliche Andacht und wahrhafte Frömmigkeit, mit der die uralte Weihnachtsbotschaft zu neuem Leben erweckt ist. Deutsch ist die Landschaft, die die Schritte des Heilandes trägt, deutsch der Himmel, der seine Geburt, sein Leben, seinen Tod überlächelt und beweint. Altes Volkstum und die Hoheit und Schlichtheit unserer völkischen Überlieferungen leben darin. Wirklichkeit geworden ist in diesen Werken das holde Wunder, das alle Jahre einmal mit dem Klang der Weihnachtsglocken sich in unsere Herzen singt und dem zu lauschen wir nie müde werden. Denn die Geschichten, die schon in die Augen unserer Vorfäter gläubiges Staunen und fromme Ehrfurcht zwangen, die führt das Blut, das von Geschlechtern zu Geschlechtern rinnt, unzerstörbar mit sich, das Wissen um die alten frommen Geheimnisse vergeht nie, und aus dem Volke erwachsene große Heimatkunst hat sie uns treu bewahrt bis auf unsere Tage.



Das Schlesiſche Weihnachtslied

Merk: in der ſtillen Nacht wird Gott, ein Kind, geboren,
Und wiederum erſetzt, was Adam hat verlorn:
Iſt deine Seele ſtill und dem Geſchöpfe Nacht,
So wird Gott in dir Menſch und alles wiederbracht.

So ſingt Angelus Sileſius, der in Breslau geborene und auch hier geſtorbene Myſtiker des 17. Jahrhunderts, der eigentlich Johannes Scheffler hieß.

Kein anderes Jahresereignis iſt ſo tief wie das Feſt der Stillen Nacht im Volke und darum auch im Volkslied verankert. Wir haben aus Schleſien eine ganze Anzahl eigenſtämmiger Weihnachtslieder, die allerdings im Gegenſatz zum Weihnachtsſpiel durchweg auf der chriſtlichen Anſchauung fußen. Es iſt aber trotzdem nur bei einer kleinen Anzahl anzunehmen, daß ſie auf lateiniſche Urtexte zurückgehen; dazu iſt der Gefühlsgehalt der meiſten zu ausgeprägt ſchleſiſch, wie etwa bei dem folgenden, das aus Oberſchleſien ſtammen ſoll:

O Freeda iber Freeda,
Ihr Rupperrn, kummt und hiert,
Was mir durt uf dar Heeda
Sier Wunder is poſſiert:
Do kom a weißer Engel
Bei hucher Mitternacht,
Dar ſung mer a Geſängel,
Doß mer dos Herze lacht.

A ſoite: freet euch olle,
Dar Heiland is geborn
Zu Bethlahem, eim Stolle,
Dos hot ar ſich erkorn.
Die Krippe is ſei Bette,
Sieht hie uf Bethlahem.
Und wie ar aſu redte,
Do flug a wieder heem.

Ich ducht, du tuſt nich ſäuma,
Ich luß die Schoſla ſtiehn.
Ich lief durt hinga a Zäuma
Bis zu dam Stolle hie.
Ich wor a holb Gewende
Dervo, do kom a Stroahl,
Dar hotte goar kee Ende
Und wies mich ei a Stoal.

Ich ſchleech mich uf de Seite,
Ich guckt a klee wing nei,
Do ſog (ſah) ich a poar Leute
Und ooeh dos Kind derbei.
Es hutt kee Ploizla Bette,
A eenzich Wiſchla Struh
Und log wull aſu nette,
Ree Moler träfs aſu.

Ich gleeß, uf inſer Granze
Do hotts kee ſulch ſchien Kind.
Es log ei lauter Glanze,
Ma wurd ſhier daſier blind.
Ich duchte ei memm Sinne:
Dos Kindla ſtind dir oa,
Wenn du derſch konnt gewinna,
Du woagſt a Lammla droa.

Die Schreibweise ist hier so übernommen, wie sie der Überlieferung entspricht, darum stimmt sie mit der heutigen Dialekt-Schreibweise nicht ganz überein. Klanglich aber ist der Unterschied nicht groß.

Es soll hier ein Lied aus der Grafschaft angeführt werden, das diesem ober-schlesischen überraschend ähnlich ist, wenn es auch nur eine Strophe besitzt; es wurde als Hirtenlied bei einem Christkindelspiel gesungen:

Jech schleech mieh uff de Seite,
Jech schluckt a bißla nei,
Doa soag iech zwee oale Voite,
U herzlich Kind derbei.
Jech ducht ei menn Sinna,
Doas Kindla stind mer oa,
Wenn iech doas kinnt gewinna,
Jech woagt a Lammla droa.

Ein anderes weitverbreitetes Volkslied, das wie das vorige kindliche Vorstellung mit großer Gemütstiefe verbindet, ist das:

Kleenes Kindla, großer Soot,
Dar de Welt ei Hända hoot,
Leihste (liegst du) do, du kleiner Schotz,
Got doch kaum a Mäusla Ploß.

Deine Patschka (Händchen) sein der ruut,
Wie a Krabes noch eim Sud.
Liebes Kindla, steck's ock ein,
Jech wiel der meine Hanschka leihn.

O du liebes Gotteskind,
Leihst beim Esel und beim Kind.
'S tutt mer wull eim Harze wieh,
Wenn ich bei dam Krippla stieh.

(Das Lied ist hier gekürzt.)

Das sind zwei Lieder, die wohl aus dem Volke selbst stammen; nun sollen noch zwei alte genannt sein, die uns in Hochdeutsch überliefert sind. Sie sind beide in fast gleicher Fassung auch aus Westdeutschland bekannt; also mögen sie wohl auf Texte zurückgehen, die die von dort in Schlesien einwandernden Kolonisten schon gekannt haben. Da auch sie beide in verschiedenen Formen bei uns auftreten, sollen neben den eigentlichen Liedern hier auch die Verse angegeben sein, die in verschiedenen schlesischen Christkindelspielen, aber immer als selbständige Gesänge innerhalb der Handlung, auftreten:

Last uns das Rindlein wiegen,
Das Herz zum Krippelein biegen!
Last uns den Geist erfreuen,
Das Rindlein benedeien:
O Jesulein süß!

Last uns dem Rindlein neigen,
Ihm Lieb und Dienst erweisen!
Last uns doch jubilieren
Und geistlich triumphieren:
O Jesulein süß!

Laßt uns dem Kindelein singen
Ihm unser Opfer bringen!
Ihm alle Ehr erweisen
Mit Loben und mit Preisen:
O Jesulein süß!

Laßt uns sein Händ' und Füße,
Sein feuriges Herzlein grüßen!
Und ihn demüthiglich ehren
Als unsern Gott und Herren:
O Jesulein süß!

Laßt unser Stimm erschallen,
Es wird dem Kind gefallen!
Laßt ihm ein Freudlein machen,
Das Kindelein wird eins lachen!
O Jesulein süß!

In einem Christkindesspiel aus der Reichenbacher Gegend wird gesungen:

Laßt uns das Kindelein wiegen,
Das in dem Kripplein tutt liegen.
O Jesulein süß!

Laßt uns das Kindelein speisen,
Ihm großen Dank erweisen.
O Jesulein süß!

Hier ist zwar der Text ein gänzlich anderer, aber aus dem Aufbau und dem Rehrreim läßt sich doch mit Gewißheit erkennen, daß die Quelle die gleiche gewesen sein muß.

Bei dem zweiten Liede finden wir aber auch die Textähnlichkeit wieder:

Laufet ihr Hirten, laufet alle zugleich!
Nehmet Schalmeien und Pfeifen mit euch!
Lauft alle zumal
Mit freudigem Schall
Nach Bethlehem, zum Kripplein im Stall.

Ein Kindelein ist gesehen wie ein Engel so schön;
Dabei auch ein alter Vater tut stehn,
Eine Jungfrau schön zart
Nach englischer Art.
Das hat mich erbarmet ganz inniglich hart.

Wenn ich nur hätte ein Häuslein allhier,
Das dort im Tale alleine tut stehn!
Wie wär ich so froh,
Blieb alleweil stehn,
Ein Essen wollt kochen und warten schon auf.

Was sollt ich dem Kindelein verehren für Gab?
Ein Bettlein und alles, was ich nur hab.
Ein Windlein dazu,
Silt's auch schon ein Voi (Pfuhl),
Damit man das Kindelein fein decken kann zu.

Das Lied, das wieder aus einem mittelschlesischen Weihnachtsspiele stammt, lautet in der ersten Strophe fast gleich:

Kommt ihr Hirten, kommt alle zugleich,
Nehmet Schalmeyen und Pfeifen mit euch!
Kommt allzumal mit fröhlichem Schall
Auf Bethlehem, zum Kindlein im Stall.

Aber dann fährt es fort:

Ach, ihr Hirtlein, steht doch auf,
Geht mit mir sogleich hinaus!
Ach, ihr Hirtlein, tut hurtig gehn
In den Stall zu Bethlehem.

Das ganz bekannte Weihnachtslied aus Oberschlesien:

Ufm Berge, da gehet der Wind;
Da wiegt die Maria ihr Kind . . .

ist schon an anderer Stelle dieses Heftes, in dem Aufsatz „Vom alten schlesischen Weihnachtspiel“ genannt, doch sei hier noch einmal darauf hingewiesen, denn es ist wohl das innigste unserer schlesischen Weihnachtslieder. Es gibt natürlich neben diesen Volksliedern, bei denen die Herkunft oder gar der Dichter nicht mehr nachzuweisen ist, eine ganze Anzahl geistiger Lieder, das heißt Lieder für den kirchlichen Gebrauch, die wohl alle auf ursprünglich lateinische Texte zurückgehen, also wie das hier genannte, in der überlieferten Form nur mehr oder weniger volkstümlich gewordene Übersetzungen sind. Darum stehen sie auch nach Gebrauch und Verbreitung den echten, aus dem Volk entstandenen Liedern so gut wie gleich; doch sind sie durch ihre Fassung und ihren merklich (dem Gemüthe spürbaren) kühleren Gehalt als einstmals volksfremd zu erkennen, wie zum Beispiel das nächste, das aus Niederschlesien bekannt ist:

Ein Kind ist uns geboren,
Das Gott und Mensch zugleich;
Eröffnet Herz und Ohren,
O Christen, freuet euch!
Zu Bethlehem im Stalle
Kehrt unser Heiland ein,
Zum Troste für uns alle;
Geliebet will er sein.

Die Hirten hören singen
Die frohe Engelschar;
Sekrönte Fürsten bringen
Gold, Weihrauch, Myrrhen dar.
Sie legen Herz und Krone
Zu Jesu Füßen hin,
Sie sehn in Davids Sohne
Gott selbst, preiset ihn!

Erfüll mit deinen Gnaden,
Herr Jesu, dieses Haus,
Tod, Krankheit, Seelenschaden,
Brand, Unglück treib hinaus!
Laß hier den Frieden grünen,
Verbanne Zank und Streit,
Daß wir dir fröhlich dienen
Jetzt und in Ewigkeit.

Nach all diesen Volksliedern und volksliedhaften Gedichten soll auch das Gebiet des — wenn man so sagen darf, um einen Gegensatz dazu zu kennzeichnen — des „Kunst“liedes und „Kunst“gedichtes gestreift werden, soweit es sich um schlesische Schöpfungen handelt.

Von dem Breslauer Samuel Besler, der um die Wende des 16. Jahrhunderts lebte und damit ein Zeitgenosse der Meister der Musik Schütz und Schein war, besitzen wir zwei kurze Weihnachtslieder:

Nu laßt uns zu dieser Frist
Begehn einträchtiglich
Die Menschwerdung Jesu Christ,
Dadurch Gott gnädiglich
Sein Lieb und Gütigkeit
Reichlich erzeiget hat
Menschlicher Gebrechlichkeit
Nach seinem göttlichen Rat.

Das zweite ist noch kürzer; es ist vor allem durch seine vierstimmige Melodienführung, die in ihrer Innigkeit an das schöne „Es ist ein’ Ros’ entsprungen“ erinnert, so ergreifend; sie kann leider hier nicht wiedergegeben werden.

O Jesu, Gottes Söhnelein,
Marien Kind, mein Brüderlein,
Wie groß sind dein’ Geschenk’ und Gab’,
Die ich von dir empfangen hab’.

Beide Lieder sind so gut wie verschollen; sie seien aber hier genannt, weil sie eine Brücke schlagen zu dem Weihnachtslied heutiger schlesischer Dichter, die in einer Betrachtung schlesischer Christgesänge nicht übergangen werden können. Zwei nur aus der großen Zahl sollen hier gezeigt werden, und zwar zuerst „Der Tannenbaum“, von dem Piegnißer Kurt Heynicke:

Er wuchs im Wald aus herbem Moose
Und ward vom Himmel und von Wettern satt.
Er träumte sich ins Grenzenlose.
Da kam die Axt. So fuhr er in die Stadt.

Er stand mit goldnem Fuß auf weißer Decke.
Er war der Schönste in dem engen Raum.
Das Lied der Eltern schwebte aus der Ecke
Und lobte ihn: „O Tannenbaum“.

Sein Leib war reich geschmückt mit Lichtern
Ihm steckten Sterne in dem grünen Haar.
Doch schien’s, daß rings von den Gesichtern
Er sehr bedrückt und einsam war.

Doch da verfingen seine Lüste
Sich sacht an einem Rinderglück.
Und jählings schwangen für ihn alle Gäste,
Und selbst die Wände traten still zurück.
Das Kind sah ihn mit lächelnd offenem Munde
Und mit verzaubertem Gesicht.
Es liebte ihn in dieser Stunde.
Sehr zart. Sehr fromm. Verauscht von soviel Licht.

Und er bekam des Kindes Herz zu lesen:
Daß er für ewig dort zu Hause war.
Da schenkte er sein ganzes Wesen.
Die Kerzen glänzten wunderbar.

Das zweite dagegen nähert sich dem Volksempfinden wieder so stark, daß man es schon wieder ganz als Volkslied und nicht mehr als „Kunst“gedicht empfindet. Es ist „Die stille Nacht“ von Ernst Schenke:

O stille Nacht,
Tief eingeschneit die Felder ruhn,
Derr Wächter seine Runde macht.

Ree Hundla ballt,
Ree Fuhrwerk uff der Stroaße gieht,
Derr Sturm hoot nergends meh Gewalt.

Ei jedes Haus
Kimmt jitz a heller Himmelschein.
Doas leucht't bis uff die Felder naus.

Nu lußt ins giehn
Zum Stolle, wu doas Rindla leit
Und verr dam lieba Kripppla stiehn.

Damit mag es genug sein.

Es sollten Beispiele aufgestellt werden; die Aufzählung ist natürlich auch nur annähernd nicht erschöpft.

„Wess' das Herz voll ist, dess' läuft der Mund über“. Darum dichtet das Herz des Volkes immer weiter an seinem schönsten und tiefsten Geheimnis, und es ist gleichgültig, ob das Lied durch den Mund eines feststellbaren oder bekannten Dichters gesprochen ist oder ob es einmal auftaucht, als sei es zur Weihenacht von den Sternen niedergestiegen — wenn es nur aus dem Herzen kommt, dann ist es gut.

W. von Elbwart

Winterfeste in Schlesien

Von Charlotte Utta

Winterfreuden — Winterfest! Daran ist Schlesien nicht arm. Das größte und schönste aber ist natürlich das Weihnachtsfest, es ist das Fest des Jahres. Auf dem Lande sind die Feste mit allerlei Bräuchen umgeben, die der Erinnerung, dem Schutz vor bösen Geistern und vor allen Dingen der Erforschung der Zukunft, des Schicksals im kommenden Jahre dienen sollen. So gibt es schon vor Weihnachten Tage, die im Volksbrauch Bedeutung haben. Der Martinstag ist der Beginn des Winters und des neuen Wirtschaftsjahres. Zu Martini wechselten die Mägde und Knechte ihre Dienststellen, die Dienstverträge liefen an diesem Tage ab, und der bäuerliche Zehnte war fällig. Viele alte Geheimnisse und Bräuche umwoben diesen Tag, und auch heute kennt man noch das Martinhorn, das hufeisenförmig, an den Schimmel erinnernd, auf dem St. Martin geritten kommt, oder das Pferd, das unseren germanischen Vorfahren heilig war, mit Rosinen gefüllt und mit Zuckerguß bestrichen, jedem mundet, und die Martinsgans als Festbraten an diesem Tage oder am folgenden Sonntag.

Am 30. November ist Andreastag. Im Volksbrauch ist dieser Tag ein „Postag“. Dann kann man ein wenig einen Zipfel des großen dunklen Vorhanges lüften, der die Zukunft verbirgt. Dazu gibt es allerlei Mittel. Da ist einmal das Tellerheben, das „Lumschem“, das noch weit verbreitet ist. Vier Teller werden umgekehrt auf den Tisch gelegt, worunter unter je einen etwas Salz, Brot, Geld und ein grünes Blatt kommt. Der Betreffende, der das Los befragen will und währenddessen draußen hinter der Tür gestanden hat, muß einen davon heben. Dabei bedeuten Salz Tränen, Brot keine Not, Geld Reichtum und das grüne Blatt eine baldige Hochzeit. Beim nächsten werden die Teller verschoben. Auch Erde oder Kohle werden dazu genommen, wobei Erde das Grab und Kohle Ärger und Verdruß bedeuten. Es sind die vier Gegenpole im Leben des Bauern wie des Menschen überhaupt: Leben oder Tod und Reichtum oder Armut. Doch auch das Liebesorakel wird fleißig befragt. Denn die jungen Mädchen möchten doch gern wissen, ob der Liebste bald kommt, wie er heißt und wie er aussieht. Dazu wird das „Latschenwerfen“ angewandt. Das Mädchel setzt sich, mit dem Rücken zur Tür gewendet, auf einen Stuhl und wirft die Latschen, zuerst den vom linken Fuß, im hohen Bogen dreimal über den Kopf. Aus der Lage des Schuhes ist dann, wenn die Spitze nach der Tür oder nach innen zeigt, zu ersehen, ob „Er“ kommt oder geht. Apfelschalen, die nicht eingeschnitten sind, werden nach hinten geworfen. Sie zeigen den Anfangsbuchstaben vom Namen des Zukünftigen an. Und will ein Bauernmädchel wissen, wie dieser ungefähr aussehen wird, dann muß sie am Andreasabend ein Scheitel aus dem Holzschober ziehen, und wie dieses, gerade oder krumm, wird seine Gestalt sein. Sie kann ihn aber auch in dieser Nacht im Traume erblicken.

Advent. Mannigfach sind die Bräuche in dieser Zeit. Da prangt in der Stube des schlesischen Dörfers wie in der des Großstädtlers der Adventskranz. An roten, silbernen oder verschiedenfarbigen Bändern, mit den roten Beeren der Eberesche, Tannenzapfen oder Pilzen geschmückt, hängt er an der Decke des Zimmers. Vier rote oder weiße Lichte trägt er, die am Abend eines jeden Adventssonntags, je nach der Zahl, angezündet werden. Die Familie sitzt dann im Kerzenschein beisammen. Hier und da wird ein Adventslied gesungen, und die Kleinsten fragen, ob denn noch nicht bald Weihnachten ist. Für sie gibt es auch Adventshäuschen. Diese sind aus Pappe und haben vier Fensterchen. An jedem Sonntag wird eines davon geöffnet. Drei zeigen dann einen Stern und das vierte die Geburt des Heilands. Statt des Adventskranzes kennt man auch den Adventstern, der, aus hellem, durchsichtigem Papier oder aus Transparenten bestehend, die die Heilsgeschichte darstellend, von innen durch ein Licht erhellert wird, und Adventsleuchter, die einen Engel oder den Nikolaus zeigen. Sie sind meist aus Holz geschnitzt und bunt bemalt. In den letzten Jahren ist in einigen Städten Niederschlesiens der Brauch aufgekommen, während der Adventszeit große Christbäume auf den Marktplätzen der Städte aufzustellen. An jedem Adventssonntag findet am Vormittag ein Adventsingen statt, das meist von einem Kinderchor ausgeführt wird. Auch eine große Zahl Adventspiele sind lebendig geblieben. Die Hauptperson dabei ist das Christkindel, das von einem Mädchen dargestellt wird. Seine Begleiter sind in Niederschlesien der Engel Gabriel oder Knecht Ruprecht, und im Riesengebirge sind es beide, zu ihnen tritt noch die Gestalt des Petrus. Der Hauptinhalt dieser Spiele ist die Belohnung der guten Kinder mit allerlei Geschenken durch das Christkind und die Bestrafung der bösen mit der Rute oder Keule, die von den Begleitpersonen ausgeführt wird. In manchen Gegenden gefällt sich zu diesen Darstellern noch daskehrweibel (Kärmutterla), das vor ihrem Auftreten die Stube ausfegt. In Oberschlesien tritt an seine Stelle der „Lauffer“, der durch eine Klingel ihr Kommen ankündigt.

Der **Barbaratag** (4. Dezember) wird in Oberschlesien noch besonders gefeiert. St. Barbara ist die Schutzheilige der Bergleute. An diesem Tage tragen sie ihre sonntägliche Bergmannstracht. An diesem Tage oder auch schon am Andreastag schneidet man in Schlesien noch heute die „Barbarazweige“. Es sind Rirschweige, die, ins Wasser und in die Nähe des Ofens gestellt, zum Blühen gebracht werden. Brechen die Knospen zu Weihnachten auf, dann bedeutet es für das Mädchel Glück in der Liebe und für den Bauern gutes Gedeihen in Stall und Feld.

Welcher Schlesier kennt nicht die Gestalt des Nikolaus, Ruprecht oder Kumprieh? In einen groben, zottigen Pelz gehüllt, mit einem Strick oder Strohseil um den Leib, einer riesigen Pudelmütze und langem Bart, den Sack auf der Schulter und die Rute in der Hand, wandert er von Haus zu Haus. Polternd betritt er die Stube und: „Kunste baten?“ oder „Kunste beten?“ und „Kunste singn und über die Keule springn?“ knurrt er mit verstellter Stimme, wobei schon seine Rute bedenklich zu wackeln beginnt. Die Größeren sagen dann wohl mit klopfendem Herzen einen Spruch oder

Niedervers auf, wofür sie auch mit einem Pfefferkuchen oder Apfel belohnt werden. Die kleinen Wichte aber verbergen sich voller Angst hinter Mutters Rock, unterm Bett oder sonst einem nahen Zufluchtsort, aus dem sie wieder durch gutes Zureden hervorgeholt werden müssen. Wer nichts aussagen kann, bekommt unweigerlich seine Strafe. Zuweilen begleitet ihn auf seinen Gängen auch das Christkind. So habe ich es als Kind in einem Orte beim Kempfen erlebt. Die handelnde Person dabei war der Ruprecht, der mit viel Radau in der Stube herumsuhr. Uns Kinder ließ er einen Spruch aussagen und beschenkte uns. Doch Knecht Ruprecht muß sich nicht immer selbst bei den Kindern zeigen. Er legt ihnen des Nachts etwas in die auf dem Fensterbrett zurechtgestellten, blankgewischten Schuhe oder steckt ihnen etwas in den Strumpf, der am Fensterkreuz oder am Bettpfosten baumelt.

Das schönste Fest aber für jung und alt ist und bleibt das Weihnachtsfest. Schon vorher werden die „Pfefferkuchla“, „Möhstriezel“ gebacken, und zu den Feiertagen darf der „Sträselkucha“ nicht fehlen. Am Tage vor Heilig Abend wird gefastet, und an diesem selbst gibt es bei uns daheim in Niederschlesien Weißwurst und Kartoffeln mit sogenannter polnischer Soße, aus Gewürz, Pfefferkuchen, Malzbier und einem Fruchtmost bereitet. Außerdem werden an diesem Abend Grünkohl mit Pökel- und Raucherfleisch, Hirse oder weiße Bohnen gegessen. Die „Möhklesla“ müssen in der Nacht um 12 Uhr gegessen werden, denn dann bringen sie Glück. Am Weihnachtsbaume muß die Zahl der Kerzen eine gerade, auf keinen Fall dürfen es dreizehn sein, denn sonst stirbt jemand in der Familie. Das Vieh bekommt an diesem Abend reichlicher Futter und hinterher eine „Schnitte“ (Brot), damit es gut gedeiht. In der Gegend von Bunzlau werden die Hühner in Reisen gefüttert, damit sie nicht in fremde Nester legen, und die Obstbäume während des Christnachtsläutens mit Strohseilen umwunden, damit sie reichlich Frucht tragen. Früher ersetzte die Stelle des Weihnachtsbaumes oft eine Pyramide oder eine Weihnachtskrone. Auf einem niedrigen viereckigen Gestell wurden vier Weidenzweige befestigt, diese oben zusammengebunden und mit Tannenzweigen oder buntem Papier umwunden, an den Ecken vier Lichter befestigt und innen hinein allerlei Figuren gestellt. Die bösen Geister sollten durch Schüsse von der Saat oder aus den Obstbäumen entfernt werden. Aber Nacht mußte das Brot auf dem Tische liegenbleiben, damit die Engel oder die armen Seelen davon essen konnten und man im folgenden Jahre nie Mangel darin litt.



Vom 25. Dezember bis 6. Januar ist die Zeit der zwölf Nächte, geheimnisvoll und für die Zukunft vorbedeutend. Was man in diesen Nächten träumt, geht in Erfüllung. In der ersten der zwölf Nächte stellt sich der Bauer einen Wetterkalender her. Es werden zwölf Zwiebelschalen mit etwas Salz über Nacht auf das Fensterbrett gestellt. Am nächsten Morgen kann er am zergangenen Salz sehen, welcher der kommenden Monate der nässeste sein wird. Je mehr in diesen

Nächten der Wind die Bäume schüttelt und je toller „der wilde Jäger“ in den Lüften tobt, um so reichlicher wird die Obsternte im folgenden Jahre sein. Und je länger die Eiszapfen von den Dächern hängen, um so höher wird der Flachs stehen, heißt eine alte Bauernregel. Aber wie zahlreich sind erst die Bräuche zur Befragung der Zukunft am Silvesterabend. Da schleichen die Mädels an den Hühnerstall, klopfen und horchen, wer sich meldet. Dabei heißt es:

Sockert dr Hoahn, do krigt a Moan.
 Sockert de Henn, do krigtste kenn.

Oder sie lauschen unter dem Fenster des Nachbarn, ob auf ihre stille Frage nach einer Verlobung in diesem Jahre während der Unterhaltung ein Ja oder Nein ertönt. An manchen Orten wird sogar der Gänserich in das Zimmer geholt und mit verbundenen Augen herumgejagt. Für das Mädel, zu dem er kommt, ist dann eine Heirat nicht mehr allzu weit. Allbekannt ist das Bleigießen, daraus jeder sein Schicksal für das kommende Jahr ablesen kann. Die Hausfrau hält an diesem Tage streng darauf, daß kein Wäschestück auf der Leine hängenbleibt, denn sonst stirbt jemand. Fischschuppen vom Silvesterkarpfen im Portemonnaie lassen das Geld nie ausgehen. Man kann sich sogar einen Wechseltaler schaffen, der immer wieder zurückkehrt, wenn man ihn ausgegeben hat. Man steckt eine schwarze Katze in einen Sack und läuft damit, wenn es 12 Uhr schlägt, dreimal um die Kirche herum. Kommt man herum, noch ehe es ausgeschlagen hat, so verwandelt sich die Katze in einen Wechseltaler. In unserem Dorfe heben die jungen Burschen am Silvesterabend die Hoftüren aus. Sie begründen ihre Handlungsweise damit, daß sie sagen, das neue Jahr müßte einen freien Zutritt haben. Wer an diesem Abend den Bretterwagen in der Nähe des Cores stehen hat, der kann dann am nächsten Morgen mindestens ein Rad suchen gehen.

Die Heiligen drei Könige mit ihrem Stern,
 Die singen und essen und zahlen nicht gern

sagt ein Spruch. Diese alte Sitte des Dreikönigs-singens am 6. Januar findet sich auch in Schlesien. Da ziehen Schuljungen, als Könige verkleidet, der Mohr mit einem beruhten Gesicht, herum, singen vor den Haustüren und erhalten ein kleines Geschenk. In den Dörfern wird darauf streng gehalten, daß nur einheimische Knaben singen gehen. Zeigen sich etwa Kinder aus dem Nachbardorf, so werden sie schleunigst in die Flucht gejagt, denn sie sind hinderlich und nur Geschäftsverderber. Dieses Dreikönigs-singen stammt aus den Bettelumzügen der Kinder im 15. Jahrhundert, die ein Lied sangen und dafür Geld bekamen. Dieses Fest beschließt den Kranz von Festtagen, die Weihnachten umgeben. Viel altes Brauchtum hat sich darin erhalten, das aus der Verbundenheit des Menschen mit der Erde, der Natur, erwachsen ist.



Post aus Spanien

Von Peter Steinbach

Es war so kalt, daß in den Wäldern viele Bäume zersprangen. Dennoch machte sich der Postagent des kleinen schlesischen Gebirgsortes auf den Weg. Der Abendzug hatte eine Karte gebracht, die nicht bis zum nächsten Tag liegenbleiben durfte. Sie trug Marke und Stempel einer spanischen Stadt und war an die Witwe des Tischlers Tschirner gerichtet.

Während der Mann mit weiten Schritten ausholte, ging ihm so manches durch den Kopf. Von Dunkelheit und Kälte umgeben und nur mit seinem Vorhaben beschäftigt, begann er als ein echter Schlesier zu „simulieren“. Er mußte, da er eine bunte und fremde Botschaft in seiner Tasche spürte, darüber nachdenken, wie ungleichmäßig doch Hitze und Kälte verteilt waren auf dieser Welt, und er war es unzufrieden, daß in einer Ferne, die er nur vom Hören und Lesen kannte, die Sonne schien, hier aber das Eis unter den Füßen klirrte. Nun schrieb man aber den 5. Dezember des Jahres 1936, und auch darüber dachte der Mann nach, und sogleich wandte sich sein Sinn. Wußte er doch aus den Zeitungen vom spanischen Tod, der den Auftrag, den er sich nicht selbst erteilt hatte, wild und ohne Erbarmen ausführte. Da erschien dem Postagenten die eigene Erde doch begehrllicher. Die Kälte wurde ihm zur Wärme, er erkannte im Dunkeln jedes Haus und jeden Baum und auch das Haus der Witwe, die ihm auf sein Klopfen hin öffnete.

Als die Frau die Post aus Spanien in ihren Händen drehte, hilflos und voller Schmerz nach dem Sohn, der sie vor Jahren verlassen hatte, um draußen das Glück zu finden, das er drinnen nicht fand, da erkannte der Postagent, daß sein Kommen übereilt und töricht war. Denn nichts war leserlich auf der Karte außer der Anschrift. Alle übrigen Schriftzeichen waren, wie man unter dem Licht der Lampe deutlich genug sehen konnte, wie von einem Regen weggewischt oder von einer Hand entfernt, die es nicht zulassen wollte, daß Nachrichten aus der spanischen Stadt Madrid nach Deutschland gelangten.

In dieser Hütte geschah im Augenblick das gleiche, was vielen Frauen um die Zeit der Weihnacht widerfährt: sie erhalten von ihren Kindern Briefe, aus denen eine Not spricht. Und doch sind sie froh darüber, denn nun wissen sie, daß sie noch da sind, und sei es auch nur zum Geben.

Immer noch versuchte die Frau die Karte zu lesen. Da die Schriftzeichen nicht ausreichten, Wunsch und Wille des Schreibers zu vermitteln, las sie, weil ihr ja nur das Ungewisse blieb, aus dem leeren, schmutzigen Papier alles Gute und Schlimme zugleich heraus. So schlugen die Wellen des Krieges bis in diesen verlassen Winkel des Reiches.

Der Postagent stand ungeschickt neben der ratlosen Witwe. Es ging so manches gegen die Vorschriften, aber dieser Fall war himmelschreiend. Irgend jemand hatte ein der Post zur gewissenhaften Beförderung anvertrautes und ordentlich freigemachtes Schriftstück böswillig verstümmelt und dadurch einer alten Frau, die sich um ihr Kind bangte, Kummer zugefügt. So dachte der Postagent, aber die Witwe dachte unablässig an ihren Sohn, wie es ihm ergehe, ob er Hunger leide und Durst, ob er ganze Kleider trage, ob er immer noch so laut spreche, daß es in den Ohren dröhnte, ja, ob er überhaupt noch am Leben sei. Sie dachte alles mögliche durcheinander, war ganz verwirrt und weinte. Endlich machte der Postagent den vernünftigen Vorschlag, den Lehrer zu befragen, der gerade im „Löwen“ seinen Skat drehsche.

Nun muß man wissen, daß allen Männern, die ihre Tagesarbeit redlich verrichtet haben, das Skatenspiel eine feierliche Handlung bedeutet. Sind schon jene Leute unbeliebt, die, hinter den Spielern sitzend, unangebrachte Bemerkungen machen, so sind Frauen im Umkreis kartenspielender Männer noch weniger beliebt. Der Lehrer war also recht unfreundlich zu der Tischirnerwitwe, die zu so unpassender Stunde mit einem Anliegen kam. Erst als das Wort „Spanien“ fiel, wurde das Spiel wie auf einen Befehl hin unterbrochen, man rückte beiseite, der erregten Frau Platz zu machen, und die Karte mit der fremden Marke wanderte von Hand zu Hand.

Es kamen auch jene Wirtshausbesucher herbei, die eine Scheu vor dem Honoratiorentisch haben, kleine Stellenbesitzer und Tagelöhner, und auch ihnen wurde Platz gemacht, und es konnte kein Zweifel sein, daß eine Macht in der Stube stand, die alles Lebendige zusammenzwang. Die Kraft des Gemeinsamen wurde keinem bewußt, aber alle fühlten sie dumpf und jeder hing an dem schlesischen Spanier, und war es auch nur mit einer einzigen Faser des Herzens. Und es war nicht einer, den es nicht aufwühlte, einen Eigenen in Gefahr zu wissen, einen, der vielleicht in dieser Stunde Bitteres durchmachte, der einen Ruf nach der Heimat gesandt hatte, der nicht zu deuten war. Es war keine Rede davon, daß sie diesen Tischirnerjohn einst gern ziehen ließen, weil er ein unruhiger Geist war, widerspruchsvoll und immer zu heftiger Segnerschaft bereit. Davon war keine Rede. Sie umfingen den Abwesenden mit der selbstamen und starken Liebe des gleichen Blutes.

Der Lehrer brach das Schweigen und meinte, das beste sei wohl, die Karte an die Regierung in Breslau weiterzuleiten. Die würde dann alles andere veranlassen. Im übrigen hoffe er, daß auch der Tischirnerjohn, wie so viele Deutsche, sicher aus dem Norden heimfinde. Als die Witwe dies hörte, brach sie erneut in Tränen aus. Sie kannte, als ein Mensch, der mit den Händen arbeitete, nur das Faßliche. Was sollten ihr da Worte des Trostes, an die man sich nicht klammern konnte mit dem ganzen Leib?

Aber es geschah eine Woche darauf, daß der Sohn der Witwe heimkehrte. Das ganze Dorf eilte ihm entgegen, sie empfingen den Mann, der ja nicht von sich aus zurückgefunden hatte, sondern unter dem Zwang einer stärkeren Macht, wie einen, der sich um den Ort verdient gemacht hatte. Es kam dabei

heraus, daß er auf der Karte seine Abreise angezeigt hatte, aber die verzweifelten Verteidiger jener spanischen Stadt hätten jede Post, deren Sprache sie nicht begreifen konnten, der Sicherheit wegen verstümmelt.

Es könnte nun geschrieben werden von der Witwe, die ihr Hab und Gut an den Sohn hing und ihn doppelt liebte, weil er einer tatsächlichen oder auch nur vermeintlichen Gefahr entronnen war. Nein, nein, es war keine Rede davon, daß der Heimkehrer zu nichts gekommen war im Ausland, daß sie ihm also dort auch nichts nehmen konnten. Die Dörfler, sonst mit einem gesunden Sinn für die irdischen Güter ausgestattet und gewohnt, den Menschen nach Arbeit und Ersparnis einzuschätzen, nahmen ihm das nicht übel. Sie freuten sich auf ihre Art, daß der Tischnersohn wieder da war.

Als der Stern der Weihnacht vom Firmament niedersank, um den Menschen das Licht zu bringen, nach dem sie sich sehnten, stapften die Leute des schlesischen Dorfes zur Kirche. Sie führten den Spanier mit sich und seine Mutter, es war ein Zug der Eintracht, und sie nahmen in den Bänken Platz voller Erwartung auf die Predigt des Pfarrers, der ihnen heute die Brust aufreißen müsse mit einem Wort besonderer Art, oder er taue nichts.

Aber der Pfarrer hatte in der vorangegangenen Nacht mit dem Gott der Kirche gerungen und späterhin vom Gott der sichtbaren Erde Kraft empfangen. Er stand mit beiden Beinen fest auf der Kanzel, wies die Karte aus Spanien vor und sagte einleitend, sie sollten sich heute mit einer kurzen Ansprache zufrieden geben. Sie sollten auch weniger auf seine Worte hören, als mit den Augen schauen auf den Sohn des Dorfes, der unter ihnen sitze als ein Neugeborener. Sei das Fest der Weihnacht auch ein Fest der Liebe, so sei es auch ein Fest der Kraft und der Vorsätze, und er würde ihnen diesmal heimleuchten, wenn sie heute, wie so oft, die Knie vor Gott beugten, um anderntags dem Nächsten ins Kreuz zu treten. Dann forderte er die Gemeinde auf, aufzustehen und einen Kreis um den Spanier zu bilden; der solle nun vom Treiben der wahren Gottfeinde erzählen, daß Gott es endlich in seinem eigenen Hause höre, wie es zugehe in der Welt um uns.

So standen sie nun alle um den Heimgekehrten, und Gott mußte es in seinem eigenen Hause hören, daß sie ihn anderwärts schändeten, daß sie die Gräfte sprengten, die Toten von den Lebenden verhöhnern ließen und die Lebenden zu Tode folterten. Es war eine blutige und qualvolle Zeitung, die in diesem Gotteshaus verlesen wurde. Aber alle gewannen Kraft aus der Botschaft des Grauens. Mehr denn je empfanden sie, daß sie sich zu lieben hatten, weil sie die gleiche Sprache redeten, weil sie das gleiche Brot aßen und aus dem gleichen Blut heraus zusammenstehen mußten gegen die Feinde Gottes und die Feinde der Welt.

Hell und klar stand der Stern der Weihnacht über diesem Dorf und seinen Menschen. Eine Mutter hatte eine Karte von ihrem Kind erhalten, auf der kein Wort stand. Das Geschehen in der Welt schrieb den Text auf das leere Papier, und die Karte aus Spanien wurde zur himmlischen Post, deren Inhalt alle verstanden.

Stürmischer Winter im Riesengebirge

Stille, heilige Nacht!

Es ist um die Zeit der Winter Sonnenwende. Wochenlang sind die Stürme über die Hochflächen geraust, bis zum Mittag des vierundzwanzigsten Dezembers; da Schweigen sie plötzlich still. Der Heilige Abend bricht an, ruhig und sternklar.

Es sind ihrer drei. Drei Menschen, die keine Familie verlassen, wenn sie zum Fest in die Berge ziehn. Drei Menschen, die ihre Heimat in sich tragen, „daheim“ sind, „wo das Herz lebt“. Und lebt das ihre nicht hier oben in der Schnee-Einsamkeit? . . . Man ist ein wenig anspruchsvoll zu Weihnachten. Man möchte an diesem Abend eine Heimat haben. Sonst kommt man oft genug ohne sie aus.

Sie haben alle drei bis zum letzten Augenblick gearbeitet. Darum sind sie erst spät in den Zug gekommen. Und nun, wo sie aussteigen, ist es dunkle Nacht. Ungern verlassen sie den Ort mit seinen Lichtern. Sie haben heut solch sonderbares Verlangen nach Licht. Aber weil ihre Schneeheimat dort oben ist, müssen sie durch die Dunkelheit, ehe sie zu ihrem Weihnachtslicht kommen.

Schweigend ziehn sie durch die stille Nacht, mit kraftvollen Schritten, freudig, als stiegen sie mitten in den Himmel hinein. Schwarz ragen die Tannen am Weg; in matter Helligkeit leuchtet der Schnee. Über den Bergen liegt das große, feierliche Schweigen; sie atmen kaum. —

Wer von der Höhe die Lichter im Hirschberger Talkessel jemals sah, vergißt sie nicht wieder. Von Hirschberg, dem großen Mittelpunkt, ziehn glühende Schwärme durch die schwarze Nacht, über Warmbrunn nach Agnetendorf und bis nach Obergiersdorf hinauf; über Petersdorf nach Schreiberhau; nach Zillertal, Krummhübel und Schmiedeberg. So wie heut, scheint es, haben die Lichter noch nie gefunktelt, so festlich, so fröhlich. Das macht der Gedanke, daß die Menschen da unten alle feiern und fröhlich sind. Müssen da nicht auch die Lichter lauter funkeln als sonst?

In der Stadt unten wären die drei vielleicht traurig, denn unter Menschen ist man nicht gern einsam. Auf dem Berg aber ist man niemals traurig, denn hier sucht man ja die Einsamkeit. Man ist erhaben über alles, was sonst schwer oder traurig ist; erhaben über jeden Vergleich und bevorzugt vor aller Welt. Man schämt sich beinah: denn womit hatte man es verdient, bevorzugt zu sein vor den Tausenden dort unten? —

Sie feiern nun alle längst; und die drei ziehn immer noch durch die schwarze Nacht. Aber sie taten ihre Pflicht, und das gibt ihnen jene ruhige Freude, die jenseits ist von Wünschen und Begehren. Ist es nicht auch erhabene

Feier, durch die schweigende Nacht hier heraufzuziehen? In der stillen Nacht, Friede im Herzen?

Aus einer hellerleuchteten Baude tönt Singen und Lärmen. Musik, wirre Stimmen schallen in die Nacht hinaus. Und drinnen — man kennt es ja — rauschen seidene Kleider, Sektkorken fliegen; es schreit und brüllt und lärmt und tanzt . . . „Stille Nacht“, sagt einer der drei ironisch. „Laß sie“, sagt der Zweite, „sie feiern auf ihre Weise.“ „Sie brauchen den Lärm“, sagt der Dritte, „um die eigene Leere zu übertönen. Fehlt ihnen der Lärm, so sinken sie in ein Nichts zusammen.“

Sie haben nun die Hochfläche erreicht; die letzte Mühe des Tages liegt hinter ihnen. Leichtem Fußes gleiten sie unter dem unermesslichen Lichterbaum des nächtlichen Sternenhimmels dahin. Noch einmal an einer lärmvollen Baude vorbei und an jenem Bergrücken entlang, der weitab von ihnen in der Nacht kauert und in der früherisch-matten Helligkeit wie ein niedriger Wall, unmittelbar neben dem Stangenweg, erscheint.

Endlich schimmert ein Licht, ein winziges Licht. Das ist ihr Weihnachtslicht. Die Holztür im windgeschützten Winkel des Hauses steht nur angelehnt. Die Bewohner und die wenigen Gäste schlafen schon. Die warme, bereitete Kammer suchen die Nachtwanderer auf. Und von dem Rucksack des einen löst sich ein Baum, ein grüner, buschiger Tannenbaum. Der Zweite reicht rote Kerzen herzu, der Dritte einen funkelnden Stern und Hände voll weicher, schimmernder Silberfäden. Sie zünden die Kerzen an und halten die Zweige in die Flammen, daß sie knacken und würziger Duft zum finstern Balkenwerk hinaufsteigt. Sie hocken auf der Eckbank um den Baum und reichen sich schweigend die Hände. Und da haben sie die Heimat ihrer Weihnacht gefunden: darum, weil ihnen die Liebe zueinander im Herzen brennt, die Liebe zum Wandergefährten, zum Schicksalsgenossen der stillen, heiligen Nacht.

Sie denken nicht an die Welt, die Drei. Sie liegt tief, tief drunten im Tal, in weiter Ferne. Dächten sie an die Welt, so zöge wohl Unfriede in ihre Seelen, denn die Welt bedeutet ewiger Unfriede. Sie wünschen für sich selber nicht ein kampfloses Leben, o, nein; das wäre lebendigem Tode gleich. Aber aus dem Unfrieden, aus der Hast und dem Kampf einmal aufsteigen in die Ruhe der klaren, einsamen Höhe: das ist das Wunderbare und lebt fort wie eine rätselhaft unergründliche Kraft.

Wie sie so um den Lichterbaum sitzen, wachen Kindheit und Heimat in ihnen wieder auf, jene Zeit, da ihnen im Vaterhaus der Baum zuerst unvergeßlich erstrahlte. Von Ostpreußens Dünenküste kam der Eine, der Zweite von den Weinhängeln des Rheins, der Dritte von Bayerns Bergen. Sie erzählen von ihrem Dabeim, und wenn einer spricht, der Gegenwart entrückt, so verklärt sich sein Gesicht; er redet leise, als spräche er nur zu sich selbst oder zu fernen Menschen. Ein jeder lebt jetzt seine Welt für sich, von den Kameraden schweigend geachtet. Vergangenheit wird zur Gegenwart, und jedem steigt das Paradies der Erinnerung hernieder, das einzige Paradies bekanntlich, aus dem wir nicht vertrieben werden können. Zum Paradies oft erst geformt



Aufn.: Bittner

Frohes Gleiten!

*Die Einsamkeit
des schlesischen
Bergwinters*



Aufn.: Marx

*träumt
dem lauten Jubel
der Feiertage
entgegen*





Dufn.: May

Schrotholzkirche in Reimswaldau



Aufn.: Hans Reßlaff

Stufenseite im Riesengebirge

unter der Patina der Zeit, denn es ist eins der gefahrbringenden Gnadengeschenke an die glückshungernde Menschheit, daß Freuden durch die Zeiten leuchten, Unzulänglichkeiten in die Dunkelheit des Vergessens sinken. Gefahrbergend, weil durch die Überschätzung der Vergangenheit die Gegenwart verarmt.

Darum sagt auch einer nach einer Weile versunkenen Schweigens: „Es war schön, aber ich möchte nicht dahin zurück; denn ich möchte nicht alles, was ich seitdem gewonnen habe, drangeben um der hilflosen Glückseligkeit der Kinderjahre willen.“ Und sie erzählen sich von ihren letzten Erlebnissen, von ihren Erfahrungen, Arbeiten und Plänen. Sie gehören alle Drei zu den seltenen Menschen, unter denen es keinen Mißklang gibt. Es wird alles rückhaltlos ausgesprochen, von den andern erfüllt und auch dann anerkannt, wenn man selber zu andern Ergebnissen kam.

Es ist so traulich in der nächtlichen Stille des Berges. Im düstern Gebälk knistert leise der Wind, ganz scheu, um nicht zu stören. Draußen liegt der Schnee, der wunderbare Schnee, über den sie morgen jagen werden. Die Lichter flackern, es funkelt das Silber; Pfefferkuchen, Mandeln und Früchte verschwinden gemächlich und stetig vom bunten Teller. — „Ich habe auch ein Lied mitgebracht“, sagt endlich der Jüngste. „Aber ihr dürft nicht lachen.“ Er kramt im Rucksack herum, zerrt einen kleinen Lederbeutel hervor und entnimmt ihm ein kinderhandgroßes, metallenes Ding. „Was ist denn das?“ fragen die Gefährten lächelnd. „Eine Spieluhr ohne Gehäuse“, erklärt der Musiker stolz. „Ich fand sie als Junge daheim im Porzellanschränk. Im Dunkeln tönt sie am schönsten. Man muß nur recht gleichmäßig drehen.“ Er bewegt die metallenen Zinken, da klingt es glockenhell und rein „Stille Nacht, heilige Nacht“. Die anspruchslosen Töne werden zum Jubelchor der Welt; die Schnee-Einsamkeit verbrüdert sich mit dem Erdball, den ewigen Unfrieden der Menschheit vergessend und verzeihend. —

Die Kerzen sind niedergebrannt. Drei Menschen schlummern friedlich und fröhlich durch die Heilige Nacht. —

Das ist die dunkelste Zeit des Jahres, in der unsere Herzen heller brennen. Die Zeit der heiligen zwölf Nächte, in denen schon zu Zeiten unserer Urväter die Flamme des Herdes nie erlosch, Lärm und Arbeit ruhten, die Götter einherzogen und Träume bedeutungsvoll waren.



Göttersonntag

Nein, riefen sie alle, es ist nichts mit dem Schnee da oben! Wir alle bleiben hier. Warten auch Sie noch einige Zeit.

Aber die Sehnsucht trieb mich hinauf. Und als ich die Höhe erreicht hatte, sah ich staunend und froh, daß dies in Wahrheit kein Tag war für die Scharen der Menschheit. Es war ein einzigartiger, war ein wunderbarer Tag.

Hoch war man über allem, was irdisch heißt. Rein Staubkörnchen drang hierher, kein Geräusch der lärmenden Menschheit. Durch wallende Nebelmassen von der Erde getrennt, strahlten in überirdischer Reinheit sonnige Gefilde. Unter leuchtender Himmelsbläue funkelte und glitzerte es rosig in kristallener Pracht. Götterhöhen waren es, und hier vergaß ich selber, ein Mensch zu sein.

Mit befreiter Seele, von unsichtbaren Schwingen getragen, fuhr ich dahin, atmete trunkenen Blicks Wonne und Vergessen. Jubelnd zog ich in die unermessliche Weite; Herr fühlte ich mich über alles, was ich sah... Ein Gott im Lande fremder Götter.

Wer waren die Bewohner dieser Zauberwelten?... Weit irrte mein Blick über die klaren Fernen, bis ich, auf höchsten Höhen ragend, die stolzen Mauern der Götterburg Walhall erblickte. Wie freudiger Schreck durchzuckte mich dies Erkennen.

Und dort, hinter jenem Berge, trieb da nicht Donar sein mutwilliges Spiel? Düstere Wolken ballte er machtvoll zusammen; doch sann auch er an diesem strahlenden Tage nichts Böses. In ruhiger Majestät ließ er das Gewölk durch die Rüste gleiten, entsandte es in weite Fernen, wo es in wogenden Nebelmassen sterbend zerrann.

War es nicht Wotan, der einäugige Wanderer, der soeben an mir vorbeizog? Leuchtend und trotzig blickt' ihm das Auge. Richte Nebelschwaden umhüllten ihn bald und verbargen ihn meinem Blick.

Einsam jagte ich wieder.

Worauf ich glitt, das war kein Schnee; es war des Rheingolds gleißende Pracht, hingestreut in unermesslicher Verschwendung. Ich griff nicht danach; frei wollte ich bleiben von Lasten und Fluch. Leicht fuhr ich dahin, kaum berührte mein Fuß die Flächen... ein Meer der Wonne... zeitlos... endlos...

Auch in das Reich der Erda bin ich hinabgefahren. Düstert und unergründlich lag die Schlucht. Kalter Odem wehte mir entgegen; über den Boden krochen gespenstisch die blauen Schatten.

Und als ich wieder heraufkam, war die Götterdämmerung angebrochen. In Flammen loderten Himmel und Berge. Sierige Lohe leckte vom Brünnhildenstein hinauf nach Walhall. Drohend und siegesgewiß züngelten rotleuchtende Flammen um die Götterburg.

Der helle Schein ward zu düsterröter Blut... Ein letztes Sengen... Dann erstarrte auch dies. Aschfahl — bleich lagen die Berge. Wesenlose Dämmerung hüllte mich ein.

Und schweigend und friedvoll stieg die Nacht herauf.

(Aus: Schweighoffer, „Skimwinter im Riesengebirge“
Verlag Dr. Hermann Eschenhagen, Breslau)

Mit Kraft durch Freude in Schlesiens Bergwinter

Von Hans-Georg Kehm

Ein Arbeitstag: Nüchtern und kalt, wie Dutzende seiner Geschwister. Auf der Straße, vor deinem Fenster, jagen Autos über den spiegelnden Asphalt und besprühen die Fußgänger, die sich eilig an die Häuser drücken. Jeder, der hereinkommt, schüttelt sich: „Brrr! Hundewetter!“

Vor dir stehen Zahlen in langen Kolonnen aufmarschiert, und diese Zahlen formen sich zu Summen, und diese Summen sind wieder nur Zahlen auf einem neuen Blatt. Diese Zahlen bedeuten Arbeit, Schaffen und Geschafftes, sie füllen deinen Werktag so, daß du kaum noch die klappernde Schreibmaschine nebenan hörst. Aber, da fällt auf einmal das Wort: „... Ja, und jetzt schneit es!“ Richtig, draußen rieselt es weiß vor dem Fenster herab, erst kleine Flocken, dann immer größere, und wie du nach einiger Zeit wieder heraussiehst, da ist die schmutzig-graue Straße schön weiß und sauber.

Immer noch stehen die Zahlen vor dir wie die Soldaten, immer noch sitzt du und rechnest, aber doch ist auf einmal alles anders, ganz anders. Nebenan pfeift ein Lehrling das Lied von den zwei Brettern, so frech, wie nur ein Junge von fünfzehn Jahren pfeifen kann. Sonst würdest du aufstehen und ihm das verbieten, aber heute — nein, laßt ihn, und dein Herz hüpfst mit im Takte der Melodie. —

Die Mappe mit den Unterschriften kommt, und mit ihr ein rosiger Bratapfel: „Ein schöner Gruß vom Schneekönig“.

Aber wie du schon in Hut und Mantel dastehst und immer noch die weißen Flocken um die Laternen spielen siehst, da hat Schneekönig mit seinen zwei Brettern auf allen Fronten gesiegt. Noch einmal hebst du den Hörer vom Fernsprecher, kritzest ein paar Zahlen auf einen Zettel und hängst dann wieder ab. — Also Sonnabend um drei Uhr geht der nächste „Kraft-durch-Freude“-Omnibus in das Gebirge. Und auf einmal pfeiffst du selbst in der frechsten Tonart das Lied von den zwei Brettern.

Während du aber jetzt pfeifend heimwärts ziehst, steht oben jemand vor einem „Kraft-durch-Freude“-Heim und klopft den Schnee von seinen Brettern, und dieser jemand ist dein Kamerad! — Ihr kennt euch nicht, ihr werdet euch sicher nie begegnen und doch tragt ihr beide das Gleiche in euch: die Liebe zur stillen, weißen Wunderwelt des Schneeschuhs, und um euch herum leben Tausende, die mit in die Kette eurer Kameradschaft gehören.

Gewiß, ich und du und viele andere, wir sind schon hinaufgefahren in den Bergwinter, zu Zeiten, als noch keine Omnibusse fahren. Diese Fahrten sind

gewiß schöne Erinnerungen in ihrer prächtigen Einfachheit, die durch nicht vorhandenes Geld bedingt war. Schief gelacht haben sich die Leute, wenn wir durch patzenden Dreck die ersten fünfzig Kilometer mit dem Rade fuhren, an das die Bretter gebunden waren, nur um Reisegeld zu sparen; die Strohsacklager auf den Böden, wo manchmal das Stroh, manchmal aber auch die Säcke fehlten. Gewiß Kamerad, ich denke noch daran. Aber ein Erlebnis des ganzen Volkes, nein, das war es noch nicht!

Das begann damals, vor drei Jahren, als sich ein gemeinsamer Wille zum Erleben unseres Landes seine Organisation geschaffen hatte, das begann damals, nach der Gründung der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“. Aber die ersten bescheidenen Fahrten, die diese Organisation kulturellen Gemeinschaftsgeistes veranstaltete, das waren Fahrten in unsere weißen Berge. Im ersten Winter waren es nur bescheidene Anfänge, aber schon nach einem Jahre, da kamen nicht mehr nur die Autobusse, sondern ganze Urlauberzüge zum Wintersport ins Gebirge. Aus unserem Gau kamen fünfzehn von je vier Tagen mit 4797, ungerechnet die 65 statistisch erfaßten Omnibusfahrten mit 3272 Arbeitskameraden. Aber auch aus anderen Sauen sind sie gekommen, 4468 Arbeitskameraden mit zwanzig Urlauberzügen, und sie alle durften das gleiche Erlebnis mit sich forttragen, das uns so tief bewegt hat. In dem Winter wurde das „Kraft-durch-Freude“-Heim „Waldfrieden“ eingeweiht.

In diesem Winter nun werden sie wieder aus allen Sauen in unsere Berge kommen. Zwanzig Urlauberzüge werden deutsche Menschen aus allen Sauen zu Freude und Erholung in unsere Berge fahren. Dazu gesellen sich vier Züge aus dem eigenen Gau. Diese Arbeitskameraden werden in unseren Heimen eine prächtige Unterkunft finden. Aus dem eigenen Gau kommen noch viele Kurzfahrten, die allsonntäglich in unsere schlesischen Berge fahren werden. Unsere Urlauber werden erfrischt zur Arbeit zurückkehren und Tietzes Hotel und „Waldfrieden“ werden ihnen eine schöne Erinnerung fürs Leben sein. Dann sei hier noch etwas Zukunftsmusik gestattet. In den nächsten Jahren werden eigene Schhütten unsere Urlauber aufnehmen. Tausende froher Menschen sollen wieder hier Freude und Erholung finden, und indem ihnen die Schönheit des schlesischen Landes zum Erlebnis wird, lernen sie auch etwas anderes verstehen, was sie bisher übersahen: den harten, zähen Kampf deutschen Volkes an seiner Berggrenze.

Unsere schlesischen Berge sind ein Reichthum für unser deutsches Land. Sie sind der Anziehungspunkt für unsere Brüder aus dem Reich, mit dem die Natur unser Grenzland ausgestattet hat. — Gewiß, es gibt Bergländer im Reich, die vielleicht es mit ihm an Schönheit aufnehmen, aber es gibt wenige, die so voll heimlicher Vertrautheit sind, wie unser Bergland. Für den feinen Beobachter zeigt sich hier unser schlesisches Volkstum in seiner größten Reinheit, hier leben noch Sitten und Gebräuche, auch mancher Aberglaube aus Urväterzeit, aber der Mensch der Berge hat auch feine Ohren, und die alte Sitte ist ihm zu heilig, um sie der Gefahr der Väterlichkeit preiszugeben. Aber das Krrippenspiel „Heilige drei Könige“ bekommt auch der Fremde zu

Gesicht, und vielleicht erwirbt er sich noch eine Schnitzerei oder einen wunderlichen glasgeblasenen Hirsch als Andenken, eine Stickerei, die fleißige Frauenhände in den kleinen Holzhäusern gefertigt haben, oder ein paar Ellen schlesiſches Leinen. Bestimmt aber bringt er eins mit nach Hause: den Stolz auf sein deutsches Volk und das Wissen um den harten Kampf unserer Brüder an der Grenze.

Es ist ein Erlebnis für den deutschen Menschen, einmal dicht unter den Grenzpfählen eines Staates zu weilen, in dem seine deutschen Brüder einen harten Kampf um ihre nackten Daseinsbedingungen führen müssen. Menschen, die keinen anderen Wunsch haben, als ihrem Gaststaat in Frieden zu dienen, und die doch den härtesten Bedingungen schutzlos ausgeliefert sind, nur, eben nur, weil sie Deutsche sind.

Zu meinem Baudenwirt kam alle zwei Tage ein blasser, blonder Junge von ungefähr acht Jahren; es war sein Neffe aus dem Böhmiſchen. Der Knirps lief alle zwei Tage die vier Wegstunden, nur um sich satt zu essen. Hunderte von weiteren Beispielen für die Not des Deutschtums jenseits der Grenze ließen sich noch mühelos anführen, sie sind so alltäglich, daß der Fremde sie sich selbst in kurzem Gespräch mit den Eingeseſsenen sammeln kann.

Dieser Blick über die Grenze ist ein Erlebnis, das der Deutsche, der es einmal hatte, nicht mehr vergißt, er wird Achtung bekommen vor unserem Volk an der Grenze, dem sein Deutschtum immer das höchste Gut war, das es in jahrhundertelanger Geschichte verteidigte. —

Tausende werden auch in diesem Jahr dies Erlebnis haben und sie werden noch das andere, das stille Erlebnis des Schiffahrers haben, nämlich, daß man mitten unter Menschen auch einmal seine Einsamkeit genießen kann.

Brettel sind nun mal sperrige Dinger, und der Mensch, der auf ihnen steht, wird auch sperrig. Der Mensch hat auf den Brettern einen Gang zur Einsamkeit, das Erlebnis eines Aufstiegs ist wie ein Tasten auf dem Weg zu sich selbst aus all der Unrast des heutigen Lebens.

Es ist etwas Eigenartiges um einen Aufstieg oder um einen Abend in der Hütte. Am Anfang, ja am Anfang, geht es laut zu, da wird gesprochen und gelacht, aber dann, nach einer Stunde, schläft das Gespräch so sachte ein. Die weißen Tannen reden zu deutlich, und das weiße Land und der Himmel, der in allen Farben schillert, und das Sonnenlicht, das sich in tausend Schneekristallen bricht. Je höher du steigst, desto mehr verschwinden auch die Gestalten, die wenig vom Wintersport, aber viel von einem, ach so neuen, Drefz halten. Du kommst in die Region, wo die Sportkameradschaft unter sich jeden Winter große Heerschau hält. Vielleicht steigen dir Erinnerungen auf. Gib dich ihnen ruhig hin, hier stört dich niemand. Der Mensch, der von seinem kargen Lohn so viel erübrigt hat, um sich den Sonntag in den Bergen zu gönnen, ist zu tief von dem Erlebnis der Bergwelt durchdrungen, um im Angeſicht ihrer Erhabenheit alberne Worte zu machen. Allen blüht dies froststarre Land auf zu tiefem Erlebnis.

In blendendem Weiß liegt der Berg, der dich umgibt, und der lange blaue Schatten, den du vor dir zu Berge trägst, bedeckt für Sekunden kleine Rauhreißkristalle, aus denen der gläserne Berg gebaut scheint. Gewiß, unten im Tal hat der Wind den Schnee aus dem Hochwald geblasen und aus dem Lande eine Zeichnung in schwarz und weiß gemacht. Hier oben aber hat er die Krüppelkiefern mit Eisnadeln besteckt und so lange mit Schnee beworfen, bis er aus ihnen Eisenriesen, Waldwichte, Drachen und seltsame Tiere geformt hatte. Und du stehst in dieser Märchenwelt staunend und voll stiller Erwartung, ob diese Traumgestalten nicht beginnen wollen zu leben. Aber sie stehen starr und stumm, den ganzen Winter über, und nur der Bergwind singt ihnen ein helles Lied von einer Welt in Blau und Silber.

Und dann kommt die Abfahrt, jener beseligende Taumel zusammengefaßter Energie; die Landschaft tanzt in rasendem Schwunge an dir vorbei, immer schneller und toller geht es bergab und erfüllt dich selig mit dem Rausche jubelnder Lebenskraft; dann ein Sprung — und du stehst wieder ruhig am Gang und reibst dir lachend den aufgestiebten Schnee aus dem Gesicht.

So gleiten die Hänge dahin unter deinen Schneeschuhen, neue steigen vor dir auf, bis der Abend den Tannenmännchen lange Schatten malt, und die Sterne am Himmel stehen, wenn du die Hütte betrittst.

Dann harret deiner noch ein Erlebnis: der Hüttenabend. Jrgendwo spielt eine Zither das Riesengebirgslied oder den Erzherzog-Karl-Jodler oder die Holzhackerbuan. Müde, aber mit blanken Augen sitzt ihr euch an den Tischen gegenüber, seid vergnügt oder ernst, führt auch mal eure Bretteltreter auf den Tanzboden und tauscht Erlebnisse aus. Über allem aber steht unsichtbar groß das Erlebnis der Berge und formt aus euch allen eine große Familie. Dies Erlebnis aber wird mit jedem Jahr mehr das Eigentum unseres ganzen Volkes durch das segensreiche Wirken der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“, das deutsche Erlebnis unserer schlesischen Berge.



★ Paffamanna! ★

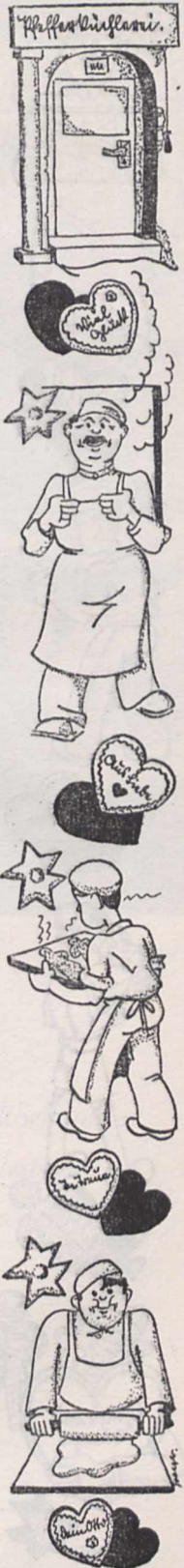
Ich steige die Treppe zur alten Pfefferkücherei in Wartha empor. Im Flur des Hauses werde ich eingehüllt von einem süßen, schweren Duft. Es riecht nach Honig, Schokolade und Mandeln. Es riecht nach vielerlei Backwerk. Begierig atme ich diesen herrlichen Duft ein, den ich von Kindheit her kenne. Wir schreiben Dezember. Es riecht ganz wunderbar nach Weihnacht.

Unter der Tür zur Backstube empfängt mich der Meister. Er trägt einen guten schlesischen Namen. Und er hat so viele Kinder, daß die Nachkommenschaft des alten Geschäftes gesichert ist. Das beruhigt mich auf eine seltsame Weise. Genau so hatte ich mir einen behäbigen, geschäftsstolzen Pfefferküchler vorgestellt wie diesen hier. Einen, der nicht nur feines Lebkuchengebäck aus dem Ofen holt. Einen, der auch genug Kinder vor den Ofen stellt, daß sie ihn aus Freiwilligkeit heraus bedienen durch Jahrzehnte hindurch.

1942 werden wir hundert Jahre alt, sagt der Meister und blickt dabei besorgt in das schwarze Ofenloch. Aber es ist nichts weiter geschehen. Der Gehilfe zieht Blech um Blech heraus, jedes besät mit Gebäckstückchen, die sich alle gleichen an Bräune und Knusprigkeit. Im Geiste sehe ich die guten Sachen, ebenso rasch wie sie entstanden, in unergründlichen Kindermündern vergehen. Ich sehe sie an Tannenzweigen hängen und ich sehe die kleinen Armchen danach greifen. O, wie es nach Weihnacht riecht!

So begann es, sagt der Meister und läßt die uralte Teigbreche in Betrieb setzen. Ein Gehilfe schiebt den satten Teig unter, ein anderer schwingt den Holzhebel auf und nieder.

So ist es heute, sagt der Meister und mit beängstigender Gleichmäßigkeit tut die Teigknetmaschine ihre vorgeschriebene Pflicht. Und wie wird es morgen sein?, frage ich. Der Meister tippt auf den Rohlenbackofen und sagt, daß nun bald ein moderner Gasbackofen herkommt. Mir will diese Wandlung bedenklich erscheinen, denn ich liebe das offene Feuer, das man nicht wie das Gas von fernher bezieht. Der Meister lächelt: wir müssen mit der Zeit gehn. Wir! hat der Meister gesagt. Das tut gut. Er hat nicht ich gesagt. Wir, das ist die ganze Familie, die in diesem Gewerbe steckt. Wir, das ist der überkommene Ruf, das ist der Pfefferkuchen an sich. Es geht treppauf, treppab. In diesem Raum lagern Makronen, Pfefferminzsteine, Busserte, Printen, Katharinen und wie die süßen Dinge alle heißen. In jenem stehen Fässer voller Honig, und auf den Regalen türmen sich gewaltige Blockschokoladetafeln.





Dort summt eine Formmaschine und gibt das Erzeugnis geschwind von sich, da sind zwei Männer damit beschäftigt, Steinpflaster auszustechen oder den Teig durch eine Art Wringmaschine zu lassen. Die allgemeine Geschäftigkeit so kurz vor dem Fest ist begründet. Alle Welt verlangt nach den berühmten Warthaer Spezialitäten. Man schäuft Wartha sogar in Übersee. So tut eine Stadt viel für die schlesische Heimat, und geht man zurück, dann ist es ein einzelner, der an der Spitze einer fachkundigen Gemeinschaft sein Werk verantwortet.



Was kann verlockender sein, als neben dem Meister zu stehn und und ihn beim Garnieren der Lebkuchenherzen zu beobachten. Sorgsam wird die Spritze mit Zuckerguß gefüllt, dann malt die geübte Hand schnäbelnde Tauben und die alten, derben Sprüche, die den Beschenkten noch mehr erfreuen als den Volkskundler. „Lieber Gott schaff Wirbelwind, daß mein Mann nach Hause find“ lese ich, und „Es nützt kein Jaun, kein Stacheldraht, wenn heimlich sich die Liebe naht“. So lasse auch ich mir ein Herz mit eindringlichen Worten beschriften. Briefe dieser Art sind nicht allein sinnig. Sie sind auch nahrhaft.



Während der Meister unbeirrt durch den unerwarteten Besuch mit der Spritze seines Amtes waltet, sehe ich mich weiter um. Im Versandraum lagert die fertige Ware. Das Gewerbe eines Pfefferkuchlers ist verwickelter als man sich im allgemeinen vorstellt. Es gibt Dutzende von Besonderheiten, Burenbomben, Tigerzungen, Fischkuchen und noch viel, viel mehr.



Wie mir der Meister verrät, gibt es nur wenige aus dem Fach, die die Kunst des Spritzens so „aus dem Handgelenk heraus“ verstehen. Es gibt wohl alte Vorlagen, alte, schöne Muster, aber hier wenigstens haben Maschine und Schablone nichts zu suchen. Deshalb hat die neue Zeit doch ihren Zins verlangt: neben bärtigen Weihnachtsmännern parkt das Stromlinienauto.



Als ich mich vom Meister und seiner Familie verabschiede, nehme ich noch einmal den Eindruck des schönen Gewerbes in mich auf. Ich gehe an Gestellen vorüber, die bis obenhin beladen sind mit dem süßen Lebkuchenzauber und ich muß immer wieder feststellen: es wird Weihnacht, endlich wird es Weihnacht!



Draußen ist es dunkel geworden. Die milde Warthaer Landschaft mit ihren grünen, jetzt vom Raureif überzuckerten Wiesen, mit ihren Bergrücken und dunklen Tannen zieht vorüber. Vorsichtig ziehe ich das Lebkuchenherz hervor und ich lese die zärtlichste Inschrift, die ich je erfunden habe. Aber es sind noch zu viele Kilometer bis nach Breslau, nur langsam kommt der Wagen im beginnenden Nebel vorwärts, ich erliege der duftenden Versuchung und esse das Herz auf.



Kann man besser für Wartha und seine Lebkuchen werben?



Warthaer
Pfefferkuchen



Aufn.: Raffiga

ein
weltbekanntes
schlesisches
Erzeugnis





Aufnahmen: Hans Rejlaß

Abendsonne auf dem Kamm

Der Ziegenrücken





Aufn.: Hans Reßlaff

Und dann ein kühler Trunk

... da fließt ein Brunnlein kalt

*Und in dem Schneegebirge,
da fließt ein Brunnlein kalt;
und wer das Brunnlein trinket,
wird jung und nimmer alt.*

*Ich hab daraus getrunken
gar manchen frischen Trunk;
ich bin nicht alt geworden,
ich bin noch allzeit jung.*

*Ade, mein Schatz, ich scheide,
ade, mein Schätzelein!
„Wann kommst du aber wieder,
Herzallerliebster mein?“*

*Wenn's schneiet rote Rosen
und regnet kühlen Wein,
ade, mein Schatz, ich scheide,
ade, mein Schätzelein.*

3 Jahre Kraft durch Freude Eine Leistungsschau

Von Friedrich Parthe

Die „Kraft-durch-Freude“-Ausstellung im Poelzigbau vom 15. November bis 6. Dezember hat ihre Tore geschlossen. Zehntausende haben sie während der vergangenen Wochen besucht.

Sehr vielen Volksgenossen ist dort erst so recht zum Bewußtsein gekommen, daß die Arbeit der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ nicht nur darin besteht, für jeden Volksgenossen erschwingliche Reisen in die schönsten Gebiete unseres Reiches zu veranstalten, sondern daß ihr vor allem wichtige erzieherische und kulturelle Aufgaben zur Lösung gestellt sind.

Und hier haben wir auch die Antwort auf die Frage: Warum wird überhaupt eine derartige Ausstellung gemacht? Sie ist nicht nur eine Leistungsschau, sie ist noch mehr, eine Bilanz der nicht hinwegzuleugnenden Erfolge unseres neuen Reiches, das Kunst und Kultur zu einer Sache des gesamten Volkes macht. Denn nicht die Sucht nach flacher Unterhaltung schuf die NS.-Gemeinschaft, sondern der Wille der deutschen Arbeitskameraden, über ihr Tagewerk hinaus am kulturellen Aufbau mitzuarbeiten.

„Die Kunst wurzelt im Volke“, hatte das Volksbildungswerk als Leitwort über seine Abteilung gestellt. „Betriebsport erzieht zur Volksgemeinschaft und fördert die Gesundheit“, ein Punkt aus dem Programm des Sportamtes, das durch sinnfällige Darstellungen und erlebnisreiche Photos die Notwendigkeit des Sports und die Erfassung möglichst aller Volksgenossen zum Ausdruck brachte. Die Abteilung „Kinder sehen RdF.“ zeigte an Kinderarbeiten, Zeichnungen, Modellen, Aufsätzen, Schnitzereien, den besten Arbeiten, die aus dem „RdF.“-Schülerwettbewerb hervorgegangen waren, wie sich das seelische Erleben der „RdF.“-Arbeit im Kinde spiegelt. Das Amt „Schönheit der Arbeit“ hatte zu einigen grundsätzlichen Fragen durch Gegenüberstellung gegensätzlicher Modellbauten den Weg gewiesen, wie ein Betrieb aussehen soll und wie er nicht aussehen darf. Das ist nur einiges aus der Fülle dessen, was den Volksgenossen, die die Ausstellung besucht haben, vor Augen geführt hat, daß diese schönste Einrichtung des Dritten Reiches eine freudenspendende Macht geworden ist, die nicht mehr ihresgleichen hat.

Die zahlreichen Besucher der Leistungsschau, die auch voll auf ihre Kosten gekommen sind, sind der schönste Lohn für die mehrwöchige Arbeit, die von vielen fleißigen Händen geleistet worden ist.

Sowohl in organisatorischer als auch künstlerischer Hinsicht ging eine bewußte und klare Linie durch die ganze Ausstellung, die vorbildlich für alle derartigen Veranstaltungen in Schlesien sein sollte.

Wintersportler denk daran!

Der Wintersport tritt wieder in seine Rechte. Stetig wächst die Zahl derer, die hinaus strömen in die weiße Pracht der winterlichen Berge und dort Tage der Entspannung von all den kleinen und großen Sorgen des Alltags erleben. Wieder stehen die schönen Tage des Weihnachts- oder Neujahrsurlaubs in greifbarer Nähe. Vorbereitungen werden getroffen und es wird für die Fahrt in Schlesiens winterliche Berge gerüstet. Aber oft liegt das Ziel der Fahrt nicht nur diesseits der Reichsgrenze, sondern sie geht darüber hinaus nach der böhmischen Seite, in das Staatsgebiet der Tschechoslowakei. Nun ist es eine unumstößliche Tatsache, daß der reichsdeutsche Wintersportler glaubt, wenn er in Mittelwalde, bei Liebau oder bei Polaun die Grenze überschritten hat, sich nicht nur in einem fremden Staate bewegt, sondern auch einem fremden Volke gegenüber steht. Das ist aber gerade in den Wintersportgegenden längs der schlesischen Grenze keineswegs der Fall. Denn hier wohnen, abgesehen von den wenigen tschechischen Staatsbeamten, die der Gendarm, Zollbeamte, Briefträger und Lehrer sind, in überwiegender Mehrheit Deutsche. Ja, sogar Angehörige desselben Stammes, wie diesseits der Reichsgrenze, Schlesier.

Auch jenseits der Gebirgszüge klingt die schlesische Zunge. In Jägerndorf und Troppau, im Braunauer Ländchen und im Adlergebirge wird der Reichsdeutsche von unseren sudetendeutschen Brüdern in der ureigensten schlesischen Mundart begrüßt. Aber diese Gemeinsamkeit ist nicht nur in der Sprache erschöpft, man wird feststellen, daß dort all die uns so lieben Sitten und Gebräuche in ihrer ganzen Eigenart erhalten geblieben sind und noch heutigen Tags gepflegt werden. Wenn man dann mit offenen Augen durch diese Städtchen und Marktflecken wandert, gehört nicht viel Fachkenntnis dazu, um zu erkennen, wie sehr diese in ihrer städtebaulichen Anlage und in ihren oft jahrhundertealten Bauwerken unseren schlesischen Städten gleichen. So trägt Jägerndorf das ausgeprägte Gesicht einer schlesischen Tuchmacherstadt. Reichenberg mit seinen Laubengängen ist das Denkmal deutscher Städtegründungen, der steinerne Zeuge redlichen deutschen Handwerkschaffens. Östlich und nördlich schließt sich an das Kulturzentrum Nordböhmens, Reichenberg, das Isergebirge an, das in seinen Dörfern und Städten die weltbekannte „Gablitzer Glas- und Schmuckindustrie“ beherbergt. Auch hier wieder deutscher Arbeitsfleiß und deutscher Arbeitswille. In herber, ernster Schönheit grüßt das Isergebirge, das sich in dem gewaltigen Ramm des Riesengebirges fortsetzt. Heimat des Rübezahl, jener urdeutschen Sagengestalt, die auch dort wohlbekannt ist. Ein aufrechter, gerader Menschenschlag bewohnt diese Gebirgstäler, in deutscher Treue halten sie fest an ihrem angestammten Volkstum. Knorrig und hart wie die Riesern ihrer Berge stehen auch sie im Leben.

Die Grenze zwischen Schlesien und Nordmähren bildet das Altwatergebirge mit seinen landschaftlich herrlichen Plätzen, die ein beliebtes Reiseziel geworden sind. Gerade hier kommt die Stammesgemeinschaft augenfällig zum Ausdruck. Diesseits wie jenseits der Grenze die gleiche Volkstracht, die von einer eigenartigen Stammeskultur zeugt.

Unzählige Beispiele könnten noch angeführt werden, aber schon aus diesem wenigen geht eine Tatsache hervor: diesseits und jenseits der Reichsgrenze dieselben Bauformen, dieselben Trachten, dieselbe Kultur, dieselbe Sprache. Somit hüben und drüben ein Volk.

Unwillkürlich werden doch diese Feststellungen den reichsdeutschen Reisenden veranlassen, seine Ansichten über diesen Teil des deutschen Volkes vor den Grenzen zu ändern. Denn wenn ihm auf Schritt und Tritt in den mannigfaltigsten Erscheinungsformen deutsches Leben gegenübertritt, so kann er diese Menschen trotz ihrer tschechischen Staatsbürgerschaft nicht als tschechische Volksangehörige bezeichnen. Und gerade sie haben es am allerwenigsten verdient, daß sie als Nichtdeutsche behandelt werden.

Traurig ist die Geschichte dieses urdeutschen Landes und seiner Menschen. Als die schicksalschwere Stunde des Friedensvertrages von St. Germain für das Sudetendeutschtum schlug, die der neuerrichteten tschechoslowakischen Republik tief in deutschen Volksboden einschneidende Landesgrenzen gab, begann die Not unserer Sudetendeutschen Volksgenossen. Der Traum eines Anschlusses an Deutschösterreich oder das benachbarte Deutsche Reich war ausgeträumt. Trotz feierlicher Versprechungen westlicher „Demokraten“ und nicht endemwollender Berufungen auf das Selbstbestimmungsrecht der Völker begann das Trauerspiel eines Volkes Akt um Akt abzurollen. Wohl fingen die Fabriken wieder an zu arbeiten — es war Frieden! Aber wie ein Alpdruck lag über dem Lande das Wissen um die 52 Toten des 4. März 1919, die für ihr Bekenntnis zu Heimat und Volk wehrlos und wahllos von den Kugeln der tschechischen Soldateska dahingerafft wurden. Dreieinhalb Millionen Deutscher blicken auf diese 52 Blutzegen, Sie stehen seit 17 Jahren in schwerster Notzeit. Nicht unter den Kugeln sterben sie den Opfertod für ihr Volk, aber Massenentlassungen, Bodenenteignungen, wirtschaftlicher Druck sind neben den rücksichtslos angewandten staatlichen Machtmitteln Werkzeuge, die denselben Zweck erreichen sollen.

Im Adlergebirge verdient eine Schachtelmacherfamilie höchstens 30 bis 40 Pfennige täglich. Von diesem Hungerlohn muß eine Familie von acht bis zehn Köpfen ernährt werden. Dementsprechend sieht auch der Speisezettel aus. Es gibt Familien, die sich seit Monaten ausschließlich von Kartoffeln und Salz ernähren. Der Kaffee wird aus gebranntem Hafer gebriiht. An hohen Feiertagen vermischt man hier und da diese Haferbrühe mit etwas Süßstoff und Schleudermilch. Fleisch und Fett



B. 71

sind kaum gekannte Leckerbissen. Die Folge davon: Bei einer ärztlichen Schuluntersuchung wurden 75 vom Hundert aller Kinder als rachitisch und unterernährt festgestellt.

In deutschen Schulen kann an manchen Tagen an diese unterernährten, von den oft stundenweiten Schulwegen ermüdeten Kinder eine ärmliche Wasser-Suppe gereicht werden. Allerdings darf eine solche Suppe für ein Kind nicht mehr als 16 Heller, das sind $1\frac{1}{2}$ Pfennige, kosten.

Ärzte erzählen, daß kranke Kinder von Arbeitslosen, wenn von der Notwendigkeit einer Operation die Rede ist, nicht fragen, ob es weh tut, sondern sich angsterfüllt erkundigen, ob es etwas kosten wird. Das Krankenhaus wird solchen Kindern zum Märchenschloß. Hier können sie sich sattessen, brauchen nicht zu frieren und haben sogar ein Bett ganz allein für sich. Es kommt sogar vor, daß Kinder gegen die Entlassung aus dem Krankenhause in kindlicher Einfalt Einspruch erheben und weinen, als wenn man sie aus dem Paradies vertreiben wollte.

Sogar im Spiel der Kinder spiegelt sich ihr Elend. Eine Kindergärtnerin berichtete: Die Kinder spielen Vater und Mutter. Der „Vater“ kocht das Essen, weil er nichts anderes zu tun hat, die „Mutter“ sagt dem Kinde, das um ein Stück Brot bittet: „Nein, ich kann dir keins geben, wir haben noch nicht die Miete bezahlt. Das Geld reicht nicht für alles.“ Die Kinder spielen ihr eigenes Leben.

„Wovon wir leben?“ fragt die Frau, „20 Kronen (2 Mark) haben wir Unterstützung, und dazu muß ich und die älteren Kinder täglich zehn bis zwölf Stunden arbeiten, daß wir wenigstens Kartoffeln und Salz kaufen können. Milch kennen wir schon fast gar nicht mehr, und keiner von uns hat noch einen ganzen Schuh.“

„Als der Jüngste zur Welt kam“, klagt eine junge Mutter unter Tränen, „hatten wir nichts zu nagen und zu beißen, und wenn mir die Nachbarn, die selbst schwere Not leiden, nicht hier und da einen Teller Suppe und ein Stück Pferde- oder Hundefleisch gegeben hätten, ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre.“

Von dreieinhalb Millionen Sudetendeutschen sind 525 000 arbeitslos. Von 846 400 Arbeitslosen im Februar 1936 im gesamttschechischen Staate sind also weit mehr als die Hälfte deutscher Volkszugehörigkeit. Die Sudetendeutschen haben somit heute mehr Arbeitslose als ganz Frankreich. Da die ledigen Arbeitslosen in der Tschechoslowakei eine wöchentliche Unterstützung von nur 10 Kronen, gleich 1 Reichsmark, die verheirateten wöchentlich 20 Kronen beziehen, liegt die Notlage, die daraus entstehen muß, klar zutage. Es ist kein Wunder, wenn wilder Rohlenbergbau, wenn Arbeitsgemeinschaften zur Weiterführung stillgelegter Betriebe versucht werden, wenn auf den Feldern Nachlesen gehalten werden, ja, wenn selbst Fabrikschornsteine abgetragen werden, um aus dem Erlös der alten Ziegeln den Hunger stillen zu können. Kummer und Sorge, Elend und Krankheit sind die ständigen Gäste

des Sudetendeutschen Arbeiters geworden. Mit dem Schwinden der Arbeitsmöglichkeit wird auch der letzte Lebenswille in beängstigender Weise geschwächt. In vielen Bezirken des Sudetendeutschen Gebietes ist die Sterbeziffer höher als die Geburtenziffer. Höchste Arbeitslosigkeit, höchste Sterbeziffern, niedrigste Geburtenzahlen kennzeichnen die Entwicklung der Sudetendeutschen Gebiete, und es ist kein Zufall, daß in den am stärksten betroffenen Bezirken auch die höchsten Selbstmordziffern zu finden sind. Hier steht eine Volksgruppe am Abgrund — nicht aus eigener Schuld...

Das sind Bilder aus tiefster deutscher Not! Niedergang der Wirtschaft! Tote Fabriken, verhungerte Menschen! Blühende deutsche Siedlungsgebiete sind Trümmerfelder. Die Schwere ihres Schicksals hat sie aber hart werden lassen. Unzählige Male ist ihre Treue im Schmiedefeuer der Notzeit gehärtet worden. Liebe zu Heimat und Volk, Treue zur Idee, die Kraft zur Tat und der Glaube an die Zukunft, das ist Sudetendeutschtum!



Tauch an und pflüge, bis die Pflugschar glüht:
Es lebt ein Volk, solange das Korn ihm blüht!
Tauch an und ackre, daß der Acker staubt:
Es lebt ein Volk, nur wenn es an sich glaubt!
Und säe weit und breit ins Land hinaus
Den goldnen Samen deutscher Eintracht aus:
Es wurzle, wachse, was Gott segnen mag,
Das deutsche Volk und seines Lebens Tag!

E. B.

Die Breslauer Theater

Opernhaus

Die Grundfesten jedes vorbildlichen Opernspielsplans bilden Mozart und Wagner, dazu kommen Beethovens „Fidelio“ und Webers „Freischütz“ und von der italienischen Oper Rossini, Verdi, Puccini. Von diesem Standpunkt aus betrachtet ist der in den ersten Monaten der Spielzeit 1936/37 durchgeführte Spielplan des Breslauer Stadttheaters mustergültig. Wenn man den angekündigten „Freischütz“ dazu nimmt, sind alle Meister mit einem Werke oder mehreren Werken vertreten.

Die Pflege der Opernklassiker und ihrer großen Tradition ist freilich nicht die einzige Aufgabe einer verantwortungsbewußten Bühne, vielmehr besteht die Pflicht, neben der Wiedergabe erprobter und erfolgreicher Werke auch die ersten Bemühungen des zeitgenössischen Opernschaffens aufzuzeigen, aber auch ältere nicht unbedingt publikumssichere, dafür musikalisch um so wertvollere Schöpfungen den Musikfreunden zu vermitteln. Ueberblickt man die Vorschau der geplanten Aufführungen, so muß man dem Opernchef recht geben, der ohne Einbildung glaubt behaupten zu dürfen, daß es kein Theater in Deutschland gibt, das so kühne und so viele neue Sachen ankündigt. An neuen Werken sind vorgesehen: Weismanns „Leonore und Lena“, Kusters „Diener zweier Herren“, Gersters „Enoch Arden“, Reuters „Dr. Johannes Faust“, Schoecks „Isebill“ — und an älteren selten gesehnen Werken: Hugo Wolfs „Corregidor“, Verdis „Falstaff“, Siegfried Wagners „Herzog Wildfang“, Richard Strauß „Frau ohne Schatten“. Es wäre zu hoffen, daß von diesen, für den engen Rahmen einer einzigen Spielzeit wirklich kühnen Ankündigungen sich nicht allzuviel der Verwirklichung entzieht, und es möge als gutes Vorzeichen gelten, daß eines der schwierigsten

Werke dieser Planung bereits seine szenische Auferstehung gefunden hat:

„Die Frau ohne Schatten“.

Es gibt Komponisten — auch Richard Wagner hat einmal zu ihnen gehört — denen die große Masse des Publikums noch zögernd gegenübersteht; dazu gehören auch gewisse musikalische Formen wie etwa die Symphonie, deren bloße Ankündigung bei manchen, die sonst für Musik nicht unempänglich sind, einen gelinden Schrecken auslöst. Noch vor wenigen Jahren hat man sich mit diesem Zustand abgefunden in der falschen und bequemeren Meinung, daß gewisse Musik nur einer gewissen musikalischen Oberschicht verständlich sei. Erst die nationalsozialistische Forderung, die Kunst zum Volke zurückzuführen und auch den letzten Volksgenossen an ihr teilnehmen zu lassen, setzt sich in unermüdlicher Aufbauarbeit auch für die planmäßige Vermittlung des großen deutschen Musikgutes ein. Und wenn heute der Deutsche Rundfunk in einer Sendereihe „Keine Angst vor der Symphonie“ Empfindung und Freude für diese Kunstform wecken will, so sei anlässlich der „Frau ohne Schatten“ gesagt: Keine Angst vor Richard Strauß! — Das inhaltlich kompliziert und verworren erscheinende Textbuch der „Frau ohne Schatten“, das mit viel Zaubereien und Phantomen das Drama von der verkauften Mutterchaft behandelt und ähnlich wie in Mozarts „Zauberflöte“ die Liebenden unter wechselvollem Einfluß guter und böser Mächte den beschwerlichen Weg durch Prüfungen und Entfaltungen bis zur sieghaften Läuterung emporführt, dieser Text ist von Richard Strauß, der hier schon auf dem Höhepunkt seiner Meisterschaft steht, mit einer berausenden Fülle musikalischer Einfälle und unter Einsatz seiner genialen Instrumentierungskunst verarbeitet. Auch derjenige, der der romantischen Mystik und tiefgründigen Symbolik der Handlung nicht

Für Weihnachten reizende Geschenke:

Krawatten · Oberhemden · Handschuhe · Hüte · Mäntel · Anzüge
Damen-Handtaschen · Schirme
Schals · Lederkleidung · Kostüme

William Kramer

Breslau, Schweidnitzer Straße 38/40

BOSSERT Handschuhe
reinißt
färbt
repariert

*Direkt aus der Fabrik
stets preiswert und gut*

*Einzelverkauf: Breslau,
Neue Schweidnitzer Str. 15*

lofort nahekommen kann (eine Lesung des Textbuches und der vorangestellten Erläuterung ist notwendig), wird sich als Zuschauer mühelos der Vielsältigkeit des szenischen Bildes, der Märchenhaftigkeit der Ereignisse und als Zuhörer der hinreißenden Glut der musikalischen Zauberei genussreich hingeben können. — Die Meisteroper Koffjins

„Der Barbier von Sevilla“,

die zum festen Bestand der Opernspielpläne der Welt gehört, erlebt auch dieses Jahr wieder ihre heitere Auferstehung. Nicht nur das Genie ihres Komponisten, sondern auch ihr meisterhafter Stoff, ihre geistreiche Fabel (die Vorgeschichte der Handlung von Mozarts „Figaro“) schufen hier ein Werk von Einmaligkeit. Den vielen Millionen Liebhabern dieser musiksprühenden Komödie ist die lustige Entführungs- und Hochzeitsgeschichte bekannt, die noch einmal den Typus der alten italienischen opera buffa in aller Vollkommenheit entwickelt. Der alte Griesgram Doktor Bartolo, der scharf ist auf die Mitgift seines Mündels Rosine; der junge Graf Almaviva, der Rosine unerkannt liebt, der schlaue Barbier Figaro, der den Liebenden für Geld und gute Worte dient. Das ist alles bezaubernd lustig und leicht geformt, die Schwere des Daseins scheint überwunden! „Alles Geniale kommt leichtfüßig daher“, sagt Nietzsche einmal.

„Carmen“,

das unsterbliche Werk Bizets, das bei der Erstaufführung 1875 in Paris so restlos durchfiel und seither zu einem Welterfolg gelangte, wird jedes Jahr von den Opernfreunden mit ungeminderter Freude begrüßt. Bizet, obwohl Franzose, schuf hier auf der Grundlage spanischen Liedguts und spanischer Zigeunermusik eine nationale Oper, die für die Welt das alte „Spanien“ schlechthin bedeutet und somit in die Reihe jener echten Werke zu rechnen ist, die, aus den melodi-

schen, rhythmischen und sängerischen Elementen eines Volkes erstanden, in stilisierter und dadurch zum Kunstwerk gehobener Form ins Volk zurückkehren und unvergänglicher Besitz werden. „Carmen“ ist Spanien, wie die „Meisterjinger“ Deutschland sind, „Boris Godunow“ Rußland, „Halka“ Polen, „Die verkaufte Braut“ Böhmen. Das „Geistreichste und Gültigste, was je über „Carmen“ gesagt wurde, ist bei Nietzsche zu lesen; seine „Randglossen“ sind in der Deutschen Musikbücherei billig erschienen. Auch die Novelle Mérimées, die den Carmen-Stoff lieferte, ist für alle Opernfreunde lesenswert.

Die Operette,

deren hervorragendste Werke (Fledermaus, Zigeunerbaron, Bettelstudent, Boccaccio...) längst Volksgut geworden sind, ist heute ein Kulturfaktor, dessen Pflege besonders gefordert wird. Die neue, noch im Entstehen begriffene deutsche Operette, hat die schöne Aufgabe, in unserer an Problemen schwierigen Zeit in wirziger und anständiger Form Heiterkeit und Entspannung zu vermitteln; auch in ihrem Rahmen kann deutsches und fremdes Volkstum, können Volksbräuche, Sitten und Tänze ihren sinnvollen Ausdruck finden. Ein aus dieser Forderung geschaffenes Werk wird in bestem Sinne als „staatspolitisch wertvoll“ gelten.

Schauspielhaus

Auch das Schauspiel hat bereits gezeigt, daß es in diesem Jahre noch stärker als im vergangenen gewillt ist, sich mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln für die neue Dichtung einzusetzen. Es ist gewiß, daß es ohne gelegentliche Zugeständnisse an das zuweilen etwas oberflächliche Unterhaltungsbedürfnis jener Besucher abgehen wird, die glauben, aus dem zweifelhaften Genuß nicht sonderlich geistprühender Komödien Er-



Volkstümliche Weihnachts-Ausstellung

1. — 24. Dezember

Ohlauer Str. 47 **DEUTSCHER HAUSRAT** Ecke Neue Gasse

Hilde Roediger



Praktische Weihnachtsgeschenke

in jeder Preislage

und nur guten Qualitäten!

**Linnenhaus
Gothard Völkel**
Friedr.-Wilh. Str. 51
und Albrechtstr. 58
Annahme von Bedarfs-Deckungsscheinen

quickung gewinnen zu können. Indessen ist sich die Leitung des Schauspielhauses ihrer nicht geringen Verantwortung auch hierin bewußt, und es ist immer noch verdienstvoller, durch die Darstellung kleiner Nichtigkeiten die Pflege der wertvollen Schöpfungen vor allem auch der Jüngeren zu ermöglichen, sofern sie wirklich etwas zu sagen haben. Nicht ganz in der Reihenfolge der Aufführungen, aber dem tatsächlichen Wert nach unbestritten an erster Stelle stehend, ist in diesem Zusammenhang Georg Vasners Drama

„Der Thron im Nebel“

zu nennen. Hier ist über aller Schönredeerei eine wirkliche Dichtung entstanden, die — und das ist bemerkenswert — auch den besonderen Erfordernissen des Theaters entspricht. Wie wohl das Stück historische Vorgänge behandelt, ist es nicht der kaum noch zu überblickenden Fülle der geschichtlichen Schauspiele zuzurechnen. Dichterische Schau und sprachliche Gewalt sind bedeutend und überwinden die allgemeine Verflachung bei weitem. Am Beispiel Karls XII. von Schweden und seines letzten Endes unglücklichen Zuges gegen Rußland und seinem Zaren erhebt das Bild des ewigen Kampfes zwischen Westen und Osten, genauer: zwischen Europa und Asien. Der geschichtliche Vorgang gewinnt ursprünglichsten Leben und brennende Gegenwartsnähe. — Die zweite Uraufführung dieser Spielzeit, zeitlich dem „Thron im Nebel“ vorangehend, erfolgte gleichzeitig mit einer Anzahl reichsdeutscher Bühnen, deren Zahl das Duzend übersteigt: ein Zeichen des Mangels an wirklich guten und theatergerechten Stücken.

„Die vier Gefellen“

die eigentlich vier Gefellinnen sind, spielen ein Lustspiel, das nicht zu der Art der eingangs erwähnten Stücke gehört. Diese vier Mädels, die gemeinsam ein Reklameatelier betreiben, das denn auch der Schauplatz der

einzelnen Bilder abgibt, sind Menschen wie wir. Sie erleben ein Schicksal, das uns allen beschieden sein kann. Sie fahren mit der Straßenbahn wie wir und haben auch keine Luxuswohnung von zwölf und noch mehr Zimmern. In einer Atmosphäre, die nicht die parfümierte gewisser Lustspiele und Filme ist, geht es dem Ausgang zu, der, wie es nicht anders sein kann, glücklich ist, aber den Schein der Wahrscheinlichkeit hat. Wenn wir schon rückwärtsgehend die Spielfolge betrachten, kommen wir zur köstlichen

„Pfingstorgel“.

Rein krampfhaftes oder konjunkturbeflissenes Bauernstück, sondern ein wirkliches Volksstück im allerbesten Sinne. Es wäre müßig, den Gang der Ereignisse vorwegzunehmen, der ohne weiteres ersichtlich ist, und so sei nur gesagt, daß sich auch hier eine beschwingte Dichtung, deren humorige Art niemals zur Karikatur verzerrt erscheint, offenbart. In diesem Rahmen eines nicht geschäftlich bedingten, sondern „dichterischen“ Spielplans von hohen Qualitäten verdient das schöne verinnerlichte Spiel von der

„Simlischen Hochzeit“

mehr als eine Erwähnung. Der Zauber dieses Werkes ist in Worten nicht einzufangen, wie es überhaupt nicht nötig erscheint, über die dramatische Wortdichtung, deren Klang kein rasendes Orchester erdrückt, allzuviel auszusagen. Vollendet dargestellt, überzeugend im Dekorativen wie im Szenischen, vermag die „Simlische Hochzeit“ das Erlebnis eines zutiefst bewegenden Theaterabends zu bieten. Das verpflichtende Bekenntnis, das die Eröffnung der Spielzeit mit Kleist's „Prinz von Homburg“ bedeutete, bestimmt, soweit bekannt, auch die Spielfolge der nächsten Wochen. Nach der Aufführung eines wirklich poetischen Weihnachtsmärchens, der

„Einsiedler-Freutler“-Balsam
für Magen, Darm und Herz!
MOHREN-APOTHEKE, GLATZ 'SCHL

Privatschule

für Kurzschrift und Maschinenschreiben

Ella Hildebrandt

Mitglied des
Prüf.-Aussh. d. Industrie- u. Handelskammer Breslau

Alte Taschenstr. 10/11. Tel. 213 05

Silbergeschenke behalten ihr Aussehen und ihren Wert!

Roßdeutscher & Reisig

Silberwarenfabrik + Tauentzienplatz 3

„Schneekönigin“, folgt im Dezember eine Inszenierung von Shakespeares düstern Lustspiel „Viel Lärm um nichts“. Zur Vermeidung des störenden häufigen Szenenwechsels wurde eine Drehbühne erdacht, deren Einbau es ermöglicht, den Wirbel der Szenen pausenlos abrollen zu lassen. Das Jahr beschließt die verstaubte Posse „Pension Schölller“, die man indessen gründlichst zu entstauben gedenkt. Es wird

eine herrliche Parodie auf das Zeitalter der roten Plüschmöbelgarnitur und der Marksträuße geben, daß der Gips und Stuck nur so in der Gegend umherstäubt. Joseph Mühlbergers Spiel „Der goldene Klang“ ist als Uraufführung geplant und wird zu Beginn des neuen Jahres vom Arbeitswillen der Breslauer Schauspielbühne und ihrem steten Einfluß für das zeitgenössische Schaffen Zeugnis ablegen.

Georg Meichsner:

Schlesischer Literaturspiegel

Suse von Hoerner-Heinze: Mädels im Kriegsdienst. (Ein Stück Leben.) Köhler und Amelung-Verlag, Leipzig 1936.

Eine Frau erlebt den Krieg, nicht irgendwo in der Heimat, sondern unmittelbar an der Front als Pflegerin und Schwester unter Verwundeten und Sterbenden. Da fällt kein wehleidiges und kein hohles, aufgeblasenes Wort, Phrasen von Kaiser und Reich. Man tut seine Pflicht am Operationstisch genau so wie vorn in den Gräben die Männer.

Das Prachtige an dem Buche ist der Mensch, der dahinter steht, der stark wird mit der Schwere seiner Erlebnisse, über sich selbst hinauswächst, der groß wird durch die Verantwortung und der sich zuletzt durch alles Elend hindurchfindet zum Glauben an eine neue Zeit.

Überflüssig in dem Buche erscheint uns eine Stelle, wo mit viel Aufwand und unnötiger Wärme ein Jude verherrlicht wird, weil er — man denke — standhaft bleibt und sich weigert, Schweinefleisch zu essen. Ist das wirklich notwendig, darüber fast zwei Seiten zu erzählen?

Alles in allem: ein Erinnerungsmal für die Kriegsschwester, wie wir es uns schöner

wohl nicht denken können. Daß die Verfasserin Schlesierin ist aus dem Jobtenland, sei nur nebenher gesagt.

Erwin Peter Close: „Dominium“, Roman aus Schlesien. Albert-Langen-/Georg-Müller-Verlag, München.

Es ist zweifellos ein Verdienst des jungen schlesischen Dichters, mit diesem Roman eines der brennendsten und vordringlichsten Probleme behandelt zu haben, dessen Lösung heute mehr denn je angestrebt wird.

Ausgehend von der Entwicklung der schlesischen Landschaft, die von fleißigen deutschen Bauern einst urbar gemacht wurde in mühsamer Pionierarbeit, schildert er, wie durch später ins Land bringende Herren und Ritter harter Fronddienst von den Bauern gefordert wurde, die eigenen Höfe dadurch zurückblieben und verkümmerten, bis sie ihren erworbenen Besitz schließlich ganz verloren und zu Knechten herabsanken.

Da liegt irgendwo das Dominium des Herrn von Sütkow, Besitzer weit ausgebreiteter Ländereien, und in diesem Dominium leben die Knechte mit ihren Familien ihr karges

**MI
KO**

Festgaben für den Herrn

Oberhemden · Krawatten · Hausmäntel
Schlafanzüge · Hausjacken · Unterwäsche

Kaiser-Wilhelm-Straße 12 · Haus Huthmacher

**MI
KO**

Meine diesjährige **Weihnachts-Gemälde-Ausstellung**

Prof. Janz, Prof. Schmußler, A. Koester, Burger, Otto Pippel, Schöck,
Schraudolph u. a. Auch aus Privatbesitz einige sehr preiswerte Gemälde

bittet um Ihren unverbindlichen Besuch **Kunsthandlung Georg Koscher**
Junferstraße 27/29, im Hause Hotel „Goldene Gans“. Mein Fernruf 24804

und freudenarmes Leben. Ein Inspektor, der früher selbst ein freier Bauer gewesen ist, erteilt tagein, tagaus seine Befehle, und mechanisch, ohne innere Beziehung, wird die schwere Arbeit geleistet.

Diesem Schicksal der Knechte will aber der Sohn des Inspektors, in dem das ererbte freie Bauernblut durchbricht, eine andere Wendung geben, und von ehrlichem Glauben getrieben versucht er, die verschüttete Sehnsucht nach eigenem Besitz, nach eigenem Acker und Garten wieder zu wecken.

Wenn es dem Dichter auch nicht gelingt, eine endgültige Klärung der Frage des Großgrundbesitzes im deutschen Osten aufzuzeigen, so besitzt dieses durchaus zeitgemäße Buch doch den großen Vorzug, sich mit ehrlichem Willen von der menschlichen Seite aus um die Lösung dieses Problems bemüht zu haben.

In einem kurzen Nachwort sagt der Verfasser selbst: „Das Werk wuchs nicht im Gehirn und am Schreibtisch des rechnenden Politikers, sondern im Herzen eines jungen Menschen, dem Schlesien mit seiner geschichtlichen Entwicklung, seinen Menschen und seiner Landschaft die tägliche Wirklichkeit ist; eines jungen Menschen, dem das deutsche Land und das deutsche Volk heilig sind, so daß er seinen Ruf nach Gerechtigkeit für beide ertönen lassen muß, das Land und seine Söhne.“

Unter diesem Gesichtspunkt beurteilt, ist der Roman aus Schlesien „Dominium“ des jungen Erzählers Erwin Peter Clöse eine erfreuliche Bereicherung unserer zeitgenössischen Literatur.

Ernst Voehlich: Des Satans Töyfe. Anekdoten aus schlesischer Geschichte. Verlag: Wilh. Gottl. Korn, Breslau, 1936.

In dem vorliegenden Buch werden uns auf dem Hintergrund der schlesischen Landschaft

zwölf Anekdoten von kuriosen und seltsamen Menschen erzählt. Was uns das Buch aber besonders wertvoll macht, ist die Tatsache, daß uns nicht nur Amüßantes und Fesselndes geboten wird, sondern auch ein kulturgeschichtlicher, durch vier Jahrhunderte sich erstreckender Streifzug. Die Quellen zu den Geschichten sind alte Urkunden und Akten und ergeben jene reizvollen, schattenhaften Berichte von Ereignissen, die in der geschichtlichen Realität liegen wie eine Landschaft im Nebel.

Das Buch wird sich sicherlich viel Freunde erwerben.

Friedrich Alfred Beck: Die Erziehung im Dritten Reich. Ein Beitrag zur Pädagogik der politisch-geistigen Persönlichkeit. Druck und Verlag v. W. Crüwell, Dortmund und Breslau, 1936. (Kartonierte 3,75 RM., in Leinen 4,50 RM.)

Im Rahmen des Schrifttums, das sich mit der nationalpolitischen und allgemeinen Pädagogik des Nationalsozialismus befaßt, füllt das vorliegende Buch eine bisher schmerzlich empfundene Lücke aus. Es stellt den Versuch dar, ähnlich etwa wie Cietgen, einmal einen kurzen Abriss eines Systems der praktischen Erziehungslehre des Nationalsozialismus zu gestalten. Der gesamte erziehungswissenschaftliche Unterbau zu diesem Buch wird durch die Kriek'sche Philosophie der Erziehung bestimmt. Ausgehend von dieser gesicherten Basis des Altmeisters nationalsozialistischer Pädagogik, deren Ziel die sozialistische und nationale Persönlichkeit darstellt, werden wir über die Stufen nationalsozialistischer Schulerziehung (Aufnehmen, Kritizieren, Erzeugen) zu den Gestaltungsgrundlinien der Erziehung (Wirklichkeitsgebundenheit, Lebensgesetzlichkeit, Geistesinheit) und zu den besonderen Aufgaben nationalpolitischer Erziehung hin-

Seidenstoffe
Wollstoffe - Samte

Die schönen



Modestoffe

Schweidnitzer Straße 1
am Ring

**Das Japanhaus bietet Ihnen große Auswahl
in aparten Weihnachts-Geschenken**

Service, 15 teilig, von RM 17.50 an

Neuheiten in echt japanischen Keramiken

Obst- und Konfekt-Service

Vasen

Schweidnitzer Straße 37 (Gloriapalast)

geführt. (Rassenkunde und Rassenpflege, Gesellschaftsunterricht auf rassistischer Grundlage, deutsche Wehr- und Staatskunde, Volkskunde, besondere Bedeutung körperlicher Erziehung.)

Das gesamte praktische Erziehungsziel wirkt sich aus im eigentlichen Felde des Nationalsozialismus: der Politik. Deshalb kann das Ziel geistiger Erziehung nur politische Erziehung sein.

„Nationalsozialistische Erziehung ist Bildung der politischen Persönlichkeit. Den vollen Sinn der nationalsozialistischen Idee und Wirklichkeit der Erziehung erfüllt deshalb allein die politisch geistige Persönlichkeit.“

Vor uns liegen weiter zwei Bücher, die sich mit dem Reichsarbeitsdienst auseinandersetzen.

Erich Langenbucher: Was tut sich da? Heitere und ernste Arbeitsdiensterzählungen. Junge Generation, Verlag Berlin, 1936.

Das Buch hat keine Problematik, sondern erzählt uns frisch vom Leben im Arbeitsdienst; aber wie erzählt wird, das ist das Schöne! Es beginnt mit der Uniform: die Uniform ist nichts Außerliches, sondern Brücke von Kamerad zu Kamerad. Das ist ihr tiefer Sinn. Aus einem bloßen Haufen zufällig zusammengewürfelter junger Menschen entsteht eine organische Einheit: disziplinierte Kameradschaft; eine Kameradschaft,

die sich nicht im gemeinsamen Gesang und in gemeinsamer Arbeit, sondern vor allem auch in sozialer Hilfsbereitschaft äußert. Der „Seppel“ hätte zu Weihnachten nie heimfahren können, wenn nicht die Kameradschaft der Arbeitsdienstmänner sich für ihn eingesetzt hätte.

Dem Büchlein sind ein paar Verse vorangestellt:

„Mutter,
ich trag einen Spaten,
Ichaffe mit eigener Hand
und bin so unbekannt
wie all die anderen
Arbeitsdienstsoldaten.
Ist das nicht schön,
Mutter?“

Stefan Sturm: Mensch auf dem Amboss. Chronik von dem Lehrjahr einer Jugend. Verlag: Wils. Sottl. Korn, Breslau, 1936.

Das Buch will viel mehr als das Büchlein von Langenbucher. Es will nicht erzählen und aus der Erzählung heraus Fragen klären, sondern es ist der Versuch, einen der gewaltigsten Stoffe unserer Zeit, die volkserzieherische Leistung des Arbeitsdienstes künstlerisch zu bewältigen. Deshalb ist uns das Buch mehr als eine bloße Aneinanderreihung von Geschehen. Der Dichter versteht es meisterhaft, uns jene Generation näherzubringen, die als erste aus der grauen



Zu Weihnachten für jedes Mädel
für jeden Jungen
eine kleine Photo-Kamera
Agfa-Box schon von RM. 4.— an
Fischer & Comp.
Breslau 1, Alte Taschenstraße Nr. 25.



Kulke-Kaffee

Zentrale: Göbenstraße 18 — Fernsprecher Nummer 32106

Jetzt auch Obblauer Str. 48

Als Maßgebendes für Qualität gilt seit „Das Wappen mit der Kaffeetasse“



Welt der Novemberdemokratie hinüberwachsen mußte in die größere, aber auch viel härtere Gegenwart. Es ist wirklich nicht einfach, Menschen, die sich bisher haften, nicht nur äußerlich zu uniformieren, sondern vor allem auch innerlich zur Kameradschaft zusammenzuschweißen. Da gibt es keine süßliche Romantik, keine verlogene Sentimentalität, das Leben im Lager erfordert ganze Nerven und das Unwerte wird erbarmungslos ausgemerzt. Das Beglückende ist, genau wie an dem Büchlein von Langenbuecher, das sich zuletzt doch nach harten inneren Kämpfen der Seelen das unbedingte Bekenntnis zur Kameradschaft durchsetzt.

Das ganze Geschehen wird — und das macht das Buch für uns Schlesier besonders reizvoll — hineingestellt in die Landschaft des Riesengebirges, und die Jahreszeiten werden zum unauffälligen Gleichnis der Seelischen Vorgänge. Und in der Gestaltung des Landschaftsbildes, in der stimmungsreichen Erfassung des Naturerlebens wird der junge Dichter zum Lyriker.

So bietet sich das Buch uns dar als eine vollkommene Einheit von Gestaltungsformen und Gestaltungskönnen, von Idee und Ausdruck.

Ein kleiner Auszug soll folgen:

Dunkelrote Nelken.

An diesem Sonntag hatte ich Wache. Noch am Abend fuhr ich in die heimatische Stadt hinab.

Als ich durch das Tor eilte, rief mich die freundliche Frau des Nachbarn zurück. Lächelnd reichte sie mir einen Strauß dunkelroter Nelken.

„Für den Schatz“, sagte sie.

„Danke“, sagte ich und lächelte auch.

Auf dem Gesicht der Graugewordenen stand ein herzliches Glückwünschen.

„Ihr seid so jung, für euch beginnt ja erst alles . . .“, meinte sie versonnen. „Ihr müßt jetzt glücklich sein, hört ihr, recht glücklich!“

Sie sah mich mit ihren klaren, gütigen Augen an, indes ich noch zögerte und wortlos suchend an den Blumen roch.

„Also dann man los, sonst fährt der Zug fort.“

Sie lachte mich an.

Nein, ich sage es ihr nicht, daß kein Schatz auf mich wartet. Ich werde ihr die Blumen nicht zurückgeben. Ich weiß einen anderen, dem werde ich sie bringen — einer Frau wie ihr, die grau geworden ist, und deren Gesicht von Sorgen und Kummer ebenso gezeichnet ist . . .

Meiner Mutter.

Ihr werde ich die Nelken reichen, und dann wird es sein, als schenke ich sie allen guten, grauen Müttern der Welt . . .

Dunkelrote Nelken für die Mutter . . .

Oh, sie wird lächeln.

„Schlesischer Bergland-Kalender 1937“, bearbeitet von Max Kleinwächter, Verlag: Schles. Bergland-Kalender, Waldenburg.

Der „Schlesische Bergland-Kalender 1937“, der nun zum 10. Male erscheint, hat auch diesmal wieder jedem etwas zu sagen.

Wie es der Name schon erwarten läßt, wendet sich dieser Kalender insonderheit dem Menschen des Berglandes zu, und die vorliegende Jubiläums-Ausgabe räumt vor allem dem Bergmann einen besonderen Platz ein.

Man liest von schlesischen Bergmannsliedern, von dem Aufenthalt Theodor Körners im niederschlesischen Kohlenrevier und eine

Weihnachtsgeschenke praktisch und preiswert

Papierfachgeschäft **Ulrich Kallenbach**

Breslau, Taschenstraße 31 (nahe der Ohlauer Straße)

Menge Erzählendes ernster und heiterer Art aus dem Bergmannsleben.

Überhaupt ist der erzählende Teil des Kalenders bunt und reichhaltig, und trägt insbesondere unserem schlesischen Volkstum in weitem Maße Rechnung.

Daneben erfahren wir von dem segensreichen Schaffen der NS.-Volkswohlfahrt im Waldenburger Bergland und vieles, vieles mehr. Ausgezeichnet ist auch die Bebilderung des Kalenders, so daß man erwarten kann, daß auch der Schlesiſche Bergland-Kalender 1937 seine treuen Leser nicht enttäuschen wird.

Schlesiſche Heimatbriefe.

Zur Pflege und Förderung volksdeutscher Kameradschaft zwischen Schlesiern im Ausland und Reichsschlesiern gibt der Landesverband Schlesiens des Volksbundes für das Deutschtum im Ausland (V.D.A.) „Schlesiſche Heimatbriefe“ heraus, die die unmittelbare lebendige Verbindung mit unseren schlesiſchen Schwestern und Brüdern jenseits der Grenze herstellen sollen. Die Briefe wollen eine Brücke sein, sie wollen den Auswanderern das Bild der Stammheimat wieder nahe bringen, so wie sie der Nationalsozialismus neu gestaltet hat, und sie teilhaben lassen an dem Wesen und Werden des neuen deutschen Menschen. Aber die engere Heimat hinaus wollen sie ein Bild des ganzen neuen Deutschland bieten und dazu beitragen, in unseren auslandsdeutschen Volksgenossen die Liebe zum deutschen Volkstum neu zu wecken und zu fördern. In Erkenntnis der Wichtigkeit dieser volksdeutschen Arbeit ist das Erscheinen der „Schlesiſchen Heimatbriefe“ auf das wärmste zu begrüßen.

Anschriften von auslandsdeutschen Schlesiern werden im Landesverband Schlesiens gesammelt und an nachstehende Anschrift erbeten: Landesverband Schlesiens des V.D.A., Breslau, Schweidnitzer Stadtgraben 23.

Im Novemberheft der „Schlesiſchen Monatshefte“ ist auf Seite 544 ein Druckfehler unterlaufen. Es muß nicht heißen Alfred Roth, sondern Architekt Kurt Roth, Breslau, Kaiser-Wilhelm-Straße 68.

Geschäftliches

(außer Verantwortung der Schriftleitung)

Diesem Heft liegt ein Werbeblatt des Gerling-Konzern, Breslau, bei, das wir unseren Lesern zur besonderen Beachtung empfehlen.



Weihnachtsgesell aus Schwaben

Deutsche Feste und Jahresbräuche

Von Prof. Dr. E. Fehle

*Erweiterte Neubearbeitung
mit vielen neuen Bildern*

Seit langen Jahren hat der Verfasser alle Gegenden der Heimat durchforscht, sich voll Liebe und Begeisterung mit den Bräuchen der Jahresfeste und des Jahreslaufes vertraut gemacht. Er erzählt davon in fesselnder, flüssiger Art und sucht dabei überall dem alten Brauchtum auf den Grund zu kommen.

Einige Stichworte, die auf den lebendigen Inhalt des Buches hindeuten: Martinsgans - Nikolaustag - Birkel - Klopsnächte - Lebensrute - Mistel - Weihnachtspyramiden - Lichtmeß - Sonnensymbole

Mit 45 Bildern in künstler. Einband

Preis RM. 3.60

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Leipzig / B. G. Teubner / Berlin

Sich Vorfreuden schenken
schon jetzt an den Gaben-
tisch denken

Pfefferkuchen und Rum
aus der
Warenversorgung G. m. b. H.
120 Verkaufsstellen überall für alle!

Deutscher Hausrat

Handarbeit — das Wort, auf das man lange herabgesehen hatte wie auf die „natürliche Nachtigall“ im Märchen vom Königssohn, das Wort hat heute wieder einen hohen Klang bekommen. Nicht etwa, daß wir den Wert der Maschinenarbeit verkennen oder verringern wollen. Nein, wahrhaftig nicht. Wir wollen die Zeit nicht zurückdrehen und verspüren wenig Sehnsucht nach Reispfost, Handdruckpresse und dergleichen. Gerade die Maschinenarbeit hat uns den Wert der Handarbeit wieder schätzen gelehrt. Nicht überall sollen uns handgearbeitete Gegenstände umgeben. Dort aber, wo wir sie hinstellen und benützen, da sollen sie uns schon durch ihre schöne Form eine Freude und ein künstlerischer Genuß sein.

In den Dienst dieser Idee haben sich die deutschen Hausratwerkstätten Breslau, Ohlauer Straße, gestellt. Hier empfängt uns überall, wo wir hinsehen, echtes, schweres handwerkliches Können, verbunden mit gutem Geschmack und verwurzelt in einer jahrhundertalten künstlerischen Überlieferung unseres schlesischen Volksbodens.

Eine ganze Mustersammlung deutscher Volkskunst liegt vor uns, und was das Beste daran ist, sie ist so lebensnah wie irgend möglich. Glas, Porzellan, Steingut, Schalen, Leuchter und Teller aus Holz, handgewebte Stoffe, kleine Zierate, Schnallen und Knöpfe aus Edelmetall oder Messing, schön gemalte

Truhen und behäbige Bierländer Stühle, das sind so einige Hauptgegenstände jener erfreulichen Zusammenstellung.

Jeder einzelne Gegenstand ist eine Freude für den Beschauer, was ihn aber auch dem sehr nüchtern denkenden Beschauer wertvoll macht, ist die vortreffliche Haltbarkeit, für die ja die Handarbeit die beste Gewähr bietet.

Einrichtung und Hausrat sind etwas, was bezeichnend ist für den inneren Menschen. Es ist nicht gleichgültig, ob ich ein paar rote Kelken in ein schlankes Fadenglas nehme oder in eine prunkige Vase, auf der zwischen rosa-goldenen Bildern steht: Souvenir de München. Es ist nicht gleichgültig, ob wir das Brot auf einem Blechteller oder einer Holzschale reichen; unser Leben wollen wir schöner gestalten. Sollten wir nicht da einmal mit unserer engsten Umgebung anfangen? Außerdem stützen wir dabei irgendeinen unbekanntenen Kunsthandwerker unserer Heimat, der irgendwo in unseren Bergen schnitzt, webt, schmiedet oder Glas bläst. Etwas Persönliches haftet allen Gegenständen an, was die Maschine nicht geben kann, und deshalb wirken sie auch als Geschenke liebenswürdig wie ein treuherziges Wort von Mensch zu Mensch.

Weihnachten ist da, die Zeit der Gaben. Wollen wir uns nicht gerade in unseren Gaben einmal unserer Volkskunst erinnern?

Individuelle Maßbekleidung
für Damen und Herren

nur bei

Richard Schüler, Springerstraße 12

Stofflager!

Solide Preise!

Friedrich Gessner

Meister für Metallblasinstrumente
Handlung und Reparaturwerkstatt
für alle übrigen Musikinstrumente

Breslau 1, Weldenstraße 20

gegenüber der Hauptfeuerwache

Reisepläne schmiedet mit Ihnen u.
arbeitet kostenlos aus



Reisedienst, Breslau 5

Am Sonnenplatz • Fernruf Nr. 525 51

Besuchen Sie das behagliche

Christian Hansen

Restaurant

Schweidnitzer Str. 16/18 • Tel. 582 51

Erskl. Küche, beste Flaschen- u. Schoppenweine
Biere v. Faß • Schöne Festsäle u. Hochzeitsräume



